

Sozialrevolution

oder

Sozialreform?

Von

Julius Werner,

Pfarrer in Hohenthurm bei Halle (Saale).

*„Wachet auf, liebe Deutschen, die
Zeit des Schlafens ist vorbei.“*

D. M. Luther.

G. Pfeiffer
Superintendent
Cracau b. Magdeburg.

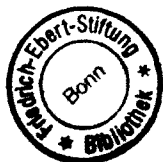
A. VII. 818.

Halle (Saale).

G. Schwetschke'scher Verlag.

1891.

A 00 - 02304





93805

Herrn Hofprediger a. D.

ADOLF STÖCKER

dem kühnen Vorkämpfer für

Christentum, Monarchie und Sozialreform

in treuer Verehrung überreicht.

A 00 - 02304

1051/73 15419

Vorwort.

Die nachfolgende Schrift enthält in erweiterter Form und in einheitlicher Überarbeitung zwei Vorträge, welche ich im vergangenen Herbst zu Magdeburg und Karlsruhe gehalten habe. Diese Veröffentlichung steht nicht im Dienste eines bestimmten Parteizweckes. Dafür bürgt, so überraschend es manchem Leser klingen mag, der Name des Mannes, dem ich mich beehre, die Schrift zu überreichen. Denn gerade Stöcker, der furchtlose Bannerträger des sozialmonarchischen Gedankens, hat es schon vor Jahr und Tag ausgesprochen, dass es sich bei der grossen Gährung unserer Zeit nicht um einen engherzigen Parteikampf sondern um einen allgemeinen Geisterkampf, um das entscheidungsvolle Ringen zweier Weltanschauungen handle. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Broschüre geschrieben. Es haben in ihr Schriftsteller verschiedener Parteirichtung, sofern es ihnen nur Ernst um die Erhaltung und Befestigung unseres christlich-deutschen Volkslebens ist, Berücksichtigung gefunden.

Nun weiss ich recht wohl: mit einem Appell an das deutsche Herz und christliche Gewissen kann man keine Sozialreform machen. Das kann nur durch eine durchgreifende volkswirtschaftliche Gesetzgebung, durch die Männer der That geschehen. Wie andererseits politische Fragen nicht durch Gefühlswesen, sondern durch Blut und

Eisen gelöst werden. Aber glaubt man, dass das Kriegsschwert der Deutschen vor zwei Jahrzehnten so glorreiche Erfolge errungen, die Stämme in Nord und Süd sich so einmütig und begeistert zum Einheitskampf erhoben hätten, wenn nicht die „Denker und Dichter“, Professoren und Festredner lange vorher in den Herzen den Einheitsgedanken gepflanzt und den Idealismus wie eine heilige Flamme gepflegt hätten? Analogieen sind keine Beweise, aber oft treffliche Veranschaulichungen. Wir übertragen das Urtheil über die moralische Vorbedingung zum Sieg der politischen Einheit auf das Gebiet, da unser Vaterland um die soziale Einigkeit ringt. Die Gesetze und Einrichtungen des Staates werden nur dann das Mass der wirtschaftlichen und sittlichen Notstände verringern und einen friedlichen Ausgleich herbeiführen, wenn in der Volksseele die Einsicht für das, was Not thut, erwacht ist. Dass namentlich in den Reihen der Gebildeten die unsere Zeit beherrschenden Grundströmungen, die Gefahren einer drohenden Revolution und die Aufgaben einer unabweisbaren Reform klar erkannt, die Herzen aufgerüttelt und für die Mitarbeit gewonnen werden — hierzu beizutragen ist der Zweck dieser Schrift.

Hohenthurm bei Halle (Saale),
den 1. Februar 1891.

J. Werner.

Inhalt.

	Seite
I. Die entscheidende Frage in den sozialen Kämpfen der Gegenwart	1
II. Der maschinelle Grossbetrieb und die moderne Weltanschauung	9
III. Grundsätze und Praxis der Sozialdemokratie	21
IV. Der Geist und die Aufgaben der Sozialreform	40



I.

Die entscheidende Frage in den sozialen Kämpfen der Gegenwart.

Dem flüchtigen Beobachter erscheint gegenwärtig die soziale und politische Lage im Bilde einer sturmfreien See. Die Oberfläche ist glatt und ruhig. Die gewaltige Erregung, welche das Wahlergebnis vom 20. Februar 1890 hervorgerufen, war bald verrauscht. Sensationelle Ereignisse — und wirbelten sie so viel Staub auf, dass die Sonne davon verdeckt würde — eilen rasch an unserm schnelllebenden Geschlecht vorüber. Die Modetheorie von den „kritischen Tagen“ hat sich auf sozialpolitischem Gebiet glücklicherweise noch nicht bewährt. Für den 1. Mai und 1. Oktober vergangenen Jahres befürchteten unkundige und ängstliche Gemüter ein Unwetter, dem Staatsschiff so gefährlich wie ein Cyklon dem Ozeandampfer. Aber beide Tage gingen ohne Störung vorüber. Zwar wurde unter dem Schall sozialistischer Redaktionsposaunen der harrenden Menschheit die Drohung verkündet:

„Am ersten Mai von Land zu Land

Ruht des Proletariers schwielige Hand.“

Allein es wurde nirgends in grossartigem Stile gefeiert, weder in Fabrik noch Werkstatt, weder an der Spree noch an der Seine. Wenn man nun diese nicht abzuleugnende Niederlage, der ein Anflug unfreiwilliger Komik nicht fehlte, dadurch zu vertuschen suchte, dass man als Grund der misslungenen internationalen Arbeiterdemonstration den Mangel gehöriger Vorbereitung und erforderlichen Zu-

sammenwirkens von Parteiagitation und Fraktionsvorstand hinstellte, so enthält diese Erklärung das Zugeständnis, dass die vielbewunderte und allerdings imposante Disziplin und Organisation der Sozialdemokratie in entscheidenden Augenblicken versagen kann. Als mit dem 1. Oktober 1890 das Ausnahmegesetz erlosch, ging das Weltgebäude nicht in Trümmer; auch brach die entfesselte Leidenschaft nicht wie Feuer aus der Tiefe hervor. —

Auf dem Hallischen Kongress, wie noch kürzlich im Parlament, erklärten die Chorführer der Umsturzpartei, indem sie die „anarchisierende Elemente“ von sich abschüttelten, dass der Gedanke einer Revolution mit blutiger Revolte nicht im sozialdemokratischen Programm, sondern einzig und allein in der Phantasie von Tollhauskandidaten existiere. Andererseits erklärte zur völligen Beruhigung des öffentlichen Geistes der Reichskanzler bei Eröffnung der preussischen Landtagssession, die Regierung fühle sich stark genug, jedweden Versuch zu bewaffnetem Aufstand mit eiserner Faust niederzuschlagen. Genug: die Durchschnittsphilister in allen Lebensstellungen, längst des politischen Treibens müde, die Genussucht der modernen Phäaken und die sprichwörtliche Laodizäerlauheit überzeugen sich im Hinblick auf die erwähnten Umstände leicht von der völligen Gefahrlosigkeit der nächsten Zukunft. Was man will, glaubt man gern. Und dieser politischen Leichtgläubigkeit liefert das öffentliche Leben, wie man wähnt, schlagende Beweise. Mit dem Glorienschein der Verfolgung umstrahlt, übten die „Märtyrer“ des neuen Evangeliums auf die Massen eine hinreissende Anziehungskraft aus. Die grössten Säle der Reichshauptstadt vermochten die zuströmenden Scharen nicht zu fassen. In den letzten Monaten ist es wiederholt vorgekommen, dass angekündigte Volksversammlungen wegen allzugeringer Beteiligung ausfallen mussten. Ob der „eiserne Reif“ des Sozialistengesetzes doch nicht praktischer war als das „diamantene Band“ des freigegebenen Sozialistenprogrammes? Scheint es nicht so, als wollte sich die Hochflut, welche am 20. Februar mit 1427000 sozialdemokratischen Stimmen ihren Höhepunkt erreicht, wieder verlaufen? Muss nicht mit

innerer Notwendigkeit auf die fieberhaft betriebene Agitation eine Zeit der Ermüdung, des Zerfalles folgen? So lehrt allerdings der Augenschein. Aber der Schein trügt. Mag hie und da die Oberfläche weniger stürmisch aussehen, in der Tiefe grollt und gährt es nach wie vor. Im Geheimen rütteln die Dämonen des Umsturzes an der geistigen Grundveste unseres Volkes und unterwühlen den Schutzdamm der jahrtausendalten christlichen Kultur. Hieran zweifelt bloss, wer unserer Zeit nicht tiefer in's Angesicht zu schauen versteht. Der atheistische und demokratische Sozialismus denkt nicht daran, seine Waffen zu strecken und seine „zerfetzte Sturmflagge“ zu senken. Man studiert eine neue Kriegstechnik, man sucht nach einer neuen Operationsbasis: und findet sie im platten Land. Und wenn man die Taktik ändert und neue Wege einschlägt: die Gesinnung und das Ziel bleibt unverrückt. Es heisst: radikaler Umsturz der bestehenden wirtschaftlichen und sittlichen Ordnungen. Wir glauben es Herrn Liebknecht, wenn er sagt: „Wir fassen die Sache an der Wurzel. Wir wollen den Klassenstaat stürzen.“ Mag man auch jetzt, wo die „Gesellschaft“ noch über Kanonen und Polizei, Kirche und Schule verfügt, es an der Zeit halten „zu belehren und aufzuklären“, der revolutionäre Gedanke bewegt doch die Geister, entflammt die Gemüter.

„Die uns von unsern Sehern
Mit Schrecken prophezeit,
Die Tage trüb und ehern,
Sie nahn zu dieser Zeit;
Sie nahn mit Nordwindswehen
In schneidend scharfem Ton —
Wir müssen sie bestehen:
Die Revolution!“

Selbstverständlich kann diejenige Revolution, welche sich „ganz von selbst“ macht, die so still und friedlich heranreift wie die Früchte auf den Bäumen, oder wie der Kunstausschuss lautet „die Revolution in Pantoffel und Schlafrock“ die Männerherzen nicht begeistern. Die Zeit,

da das „Proletariat die Weltbühne handelnd betritt“, denkt sich die sozialistische Poesie doch etwas heroischer:

„Heran, heran, du kühne Schar,
Es bläst der Sturm, es fliegt das Haar;
Ein Ruf aus tausend Kehlen braust;
Zum Himmel hoch ballt sich die Faust —
Es wirbelt dumpf das Aufgebot,
Es flattert hoch die Fahne rot!
Arbeitend leben oder kämpfend den Tod.“

Es ist richtig, die meisten Sozialdemokraten heutigen-tags sind nicht blutdürstig wie ihre Revolutionslieder. Es giebt unter ihren Führern und Schriftstellern Männer von hervorragenden Eigenschaften: scharfe Kritiker, geradezu schwärmerisch begeisterte Menschenfreunde, bereit für ihre Sache zu dulden und zu kämpfen. Aber die Doktrinäre des „wissenschaftlichen Sozialismus“ werden, wenn „das Volk aufsteht, sein Tyrannenjoch zu brechen“, von den Männern der vorwärtsdrängenden Propaganda überwältigt. Ideologen wie jener Brutus, der nicht „schlachten“, sondern nur „opfern“ will, werden vom glühenden Fanatismus zum Meuchelmord gedrängt. Nichts ist gewisser, als dass die Masse derer, welche in den Wahlkämpfen der sozialdemokratischen Parole folgten, zur Zeit keine Lust verspürt, mit geballter Faust, Thron und Altar zu zertrümmern. Aber wenn einmal der revolutionäre Wirbelwind einherbraust, dann werden die Besonnenen von den Radikalen mit dämonischer Gewalt fortgerissen. Die Logik der Thatsachen ist stärker als die Taktik der Klugheit; die Konsequenzen sind mächtiger als die Prinzipien.

Aber mit der Revolution darf man nicht bloss die Anhänger der Sozialdemokratie in Verbindung bringen. Das wäre zum mindesten einseitig. Vorbereitet ist der Umsturz, das werden wir noch im andern Zusammenhang zu zeigen haben, religiös: vom Atheismus, wirtschaftlich: vom Individualismus, sittlich: von der Selbstsucht vieler derer, die sich „nach Besitz und Bildung für tonangebend“ halten. Es ist wie die Stimme des bösen Gewissens, wenn in die lärmende Genusssucht plötzlich die Kassandraklage über die doch nun einmal „unvermeidliche

Katastrophe“ hineinklingt. Man traut den homöopathischen Dosen, welche die neuere Arbeitergesetzgebung vorschreibt und die man vielfach mit innerem Widerstreben verabreicht, keine Heilkraft zu. Nur Blut und Eisen können die Wirren lösen und die mit Zündstoffen überladene Luft reinigen. Andere meinen, dass durch die soziale Hunnenschlacht, der wir entgegenziehen, die nach einem Jahrtausend heisser Kämpfe und Sehnsucht errungene deutsche Einheit zertrümmert werde und das Zeitalter eines neuen Barbarismus heraufsteige. Gleichviel von wem sie verkündet und gefördert wird: von Sozialistenführern oder Genussmenschen, von Realpolitikern oder Propheten der Wissenschaft — die soziale Revolution ist das Ziel einer Strömung, welche tief durch unsere Zeit hindurchgeht.

Dem Worte „Revolution“ geht es wie so mancher historischen Persönlichkeit, „es schwankt von der Parteien Gunst und Hass verzerrt in der Geschichte“. Je nach dem Standpunkt des Beurteilers wird „Revolution“ genannt, was andere „Reform“ nennen. So wird von ultramontanen Geschichtsschreibern die gewaltige Bewegung des 16. Jahrhunderts „Revolution“ gescholten, während umgekehrt demokratische Schriftsteller die französische Revolution wegen ihrer reformatorischen Ideen über Gebühr feiern. Wir fassen „Revolution“ und „Reform“ nicht als zwei nur gradweise verschiedene Erscheinungsformen derselben Sache, sondern als prinzipielle und thatsächliche Gegensätze. Während, wie dies ja schon im Worte selbst liegt, die Revolution die Fundamente umwälzt (revolvere) und ihre ganze Kraft und Schärfe in der Kritik und in dem Umsturz des Bestehenden bekundet, ist das oberste Bestreben der Reformation die Um- und Neubildung (reformare). Die republikanische, atheistische und kommunistische Sozialdemokratie erscheint uns als die organisierte Partei des politischen, religiösen und wirtschaftlichen Umsturzes. Mit welchen Mitteln diese Umwälzung sich vollzieht, das wird die „Wissenschaft“ lehren, lässt sich also heute noch nicht mit mathematischer Gewissheit voraussagen. Ob die Mittel „gesetzlich“ sein und bleiben werden, soll nach Liebknecht „von der

weiteren Entwicklung der Dinge abhängen“. Auf jeden Fall kann das Wörtchen „gesetzlich“ dem Mann der sozialistischen Propaganda keine Gewissensskrupel erregen. Denn der Staat, dessen Macht und Autorität die Gesetze schützt, wird ja von der sozialdemokratisch verfassten Gesellschaft prinzipiell nicht anerkannt, vielmehr nur noch auf absehbare Zeit seiner äusseren Stärke wegen ertragen. Hören wir wiederum den schon mehrfach angeführten Hauptredner des sozialistischen Parteitages: „Der heutige Staat mit der von ihm eingeschlossenen Gesellschaft lässt sich mit einem Krebs vergleichen. Der Krebs hat eine feste Haut, die sich wie die Schale zur Kruste verhält und den weichen Körper, die von der Kruste umpanzerte Masse, am Wachstum hindert, und durch eine Revolution gesprengt werden muss, damit der Körper wachsen kann; die Gesellschaft ist der Körper, der Staat die Kruste.“ (Vergl. „Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der sozialdemokratischen Partei u. s. w. S. 167.) Und dass die bewussten Sozialdemokraten, denen die unbewussten willenslos folgen, auch geeigneten Falles nicht vor den Gewaltmitteln des Nihilismus zurückschrecken, hat Bebel, der begeisterte Schüler Liebknechts, am 31. Mai 1886 unter dem Schutze der parlamentarischen Redefreiheit von der Tribüne des Reichstages herab offen ausgesprochen, als er die theoretische Zulässigkeit des Fürstenmordes proklamierte und die praktische Anwendung von dem Urteil über die jeweiligen Verhältnisse abhängig machte.

Diesen in Kürze gekennzeichneten revolutionären Zeitideen tritt nicht minder siegesfreudig der Gedanke einer entschiedenen Sozialreform auf christlicher und monarchischer Grundlage entgegen. Ihre Aufgabe gipfelt in dem zielbewussten Bestreben, die drohende Katastrophe durch wirtschaftliche Reorganisation und Kräftigung des sittlich-religiösen Lebens abzuwenden. Die Sozialdemokratie beliebt den ganzen Reformeifer der staatterhaltenden Elemente bloss als ein Ergebnis ihrer Agitation hinzustellen. Aber diese Behauptung ist nicht richtig. Die Sozialdemokratie hat die Reformgedanken nicht erst geschaffen; sondern sie beschleunigt nur deren Verwirklichung.

Schon vor vier Jahrzehnten, also lange bevor die Sozialistenpartei in Deutschland begründet war und ihr schreckenverbreitendes Gorgonenhaupt erhoben, hatte ein warmherziger Volks- und Glaubensmann, der Prediger Wichern, der geistige Vater der sog. „Inneren Mission“, die wirkliche Not des Volkes klar erkannt. Ein deutscher Thomas Carlyle griff er seinen Zeitgenossen ins Herz und Gewissen. Unermüdlich erhob er die Forderung, rechtzeitig und entschieden für die materielle und geistige Hebung der arbeitenden Klassen zu wirken. Im Jahre 1847 schrieb er: „Unsere Tage fordern Opfer, grosse Lebensopfer.“ Als aber sein von tapferer christlicher Nächstenliebe eingegebener Appell nur vereinzelt Echo fand, da kündete er die Zukunft mit erschütternder Klarheit voraus: „Die Zeiterscheinungen mahnen, dass der Tag so fern nicht mehr sein wird, wo auch die Widerstrebenden von einer „inneren Mission“ reden müssen, nachdem der wirkliche Abfall vom Christentum, der sich längst vorbereitet hat, noch offenkundiger wird hervorgetreten sein.“ . . . „Alles, was ohne Gott oder wider ihn ist, rüstet sich zum offenen Kampf oder zum Kampf im Hinterhalt.“ „Die Wellen derjenigen Mächte, welche das Evangelium nicht kennen, oder nicht wollen, türmen sich hoch.“ — Wenn auch bei wirklich überzeugten Christen die Fürsorge für die wirtschaftlich Bedrängten und Notleidenden niemals erstorben war, wenn auch wohlgesinnte Arbeitgeber und einsichtsvolle Nationalökonomien im gleichen Sinn praktisch oder wissenschaftlich thätig waren, einen weithin wirkenden epochemachenden Ausdruck fand die sozialreformerische Anschauung erst durch die berühmte Novemberbotschaft Kaiser Wilhelms I. Durch jenes Ereignis, welches ein Denkmal staatsmännischer Weisheit und christlicher Gerechtigkeit genannt werden muss, nahm die Sozialpolitik einen verheissungsvollen Aufschwung. — Die Sozialreform leugnet keineswegs die ökonomischen und sittlichen Gebrechen unserer Zeit, ist auch nicht blind gegen manche Ungerechtigkeiten im Erwerbsleben und die im gesellschaftlichen und öffentlichen Leben vielfach bestehende Heuchelei. Im Gegensatz aber zur revolutionären Tendenz stürzt die sozial-

reformerische den Staat, die Religion, die bestehende Wirtschaftsordnung nicht um, sucht diese Grundmauern der heutigen Gesamtkultur vielmehr von der Schwammbildung verkehrter Theorie und selbststüchtiger unmoralischer Praxis zu befreien. Der sozialreformerische Gedanke ist nicht mehr vergleichbar dem stillen Herdfeuer, das in kleinen Kreisen gepflegt wird, sondern einem Licht im Leuchtturm am Meer des Völkerlebens. Die Sozialreform steht auf der Tagesordnung aller Nationen. Jeder, wess Berufes er sei, will er nicht den Glockenschlag der Zeit überhören, muss sich mit dieser Angelegenheit, der wichtigsten die es giebt, wirklich beschäftigen oder ihr doch Herz und Verständnis entgegenbringen.

Sozialrevolution oder Sozialreform, das also ist die grosse entscheidungsvolle Frage in dem öffentlichen Geistesringen; von ihrer Beantwortung wird die Gestaltung der Zukunft abhängen. Mag auch unser heutiges Parteileben so vielköpfig sein, wie im alten Karthago oder Polenreich vor dem Zusammenbruch: angesichts der aufgeworfenen Frage treten alle Sonderinteressen zurück und man kann nur — wenn auch nicht im Parlament, so doch der innersten Natur nach — von zwei Parteien sprechen: der revolutionären und der reformerischen. Der einen ist die Kraft des Radikalismus, der andern das Wahrheits- und Siegesbewusstsein der sittlichen Lebensmächte eigen. Mag auch die weitverbreitete Mattherzigkeit und Urteilslosigkeit sich dagegen sträuben, es ist doch Thatsache: es handelt sich wie im sittlichen Einzelleben so im sozialen Volksleben doch nur um die eine Frage: Entweder — oder? Für oder Gegen. Ein jeder fördert, wenn auch unbewusst und indirekt die soziale Revolution, wer nicht mit Entschiedenheit eintritt für die soziale Reform.

Betrachten wir zunächst die massgebenden Ursachen und die politische Gestaltung der revolutionären Bewegung.

II.

Der maschinelle Grossbetrieb und die moderne Weltanschauung.

Ein neues Zeitalter beginnt in der Weltgeschichte immer dann, wenn Ereignisse und Persönlichkeiten auftreten, welche der fortschreitenden Kultur neue Bahnen erschliessen, dem wirtschaftlichen und geistigen Leben Existenzbedingungen schaffen, welche früheren Entwicklungsperioden fremd waren. So begründeten die Entdeckung von Amerika, das Kopernikanische Weltsystem und vor allem Luthers Glaubenserneuerung kommerziell, wissenschaftlich und religiös eine neue Zeit. Die Gesamtkultur: Staat und Volksleben, Kirche und Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft erfuhren prinzipiell eine völlige Umgestaltung. Unser Jahrhundert gleicht darin dem Zeitalter der Reformation, dass es die Keime und Triebkräfte zu einem ehemals kaum geahnten Umschwung des wirtschaftlichen, politischen und sozialen Lebens hervorgebracht hat. Ja augenfälliger noch als einst Schiesspulver, Kirchenreformation und Seewege, haben in diesem Jahrhundert Dampf, Elektrizität, Naturwissenschaft und Politik, den Handel und das Gewerbe, Verkehrstechnik und Zeitgeist, Staats- und Volksleben verändert.

Berauschend und blendend zeigen sich dem Auge des Zeitgenossen die Leistungen der modernen Industrie. Was die alten Sagen von der Arbeit der Cyklopen und Göttersöhne erzählen, was die Märchenphantasie als das Kunstwerk der Zwerge ausmalt, Riesen- und Miniaturwerke,

wozu der Arm des Menschen zu ohnmächtig und wiederum seine Hand zu plump erscheint, — das alles schafft die von Dampf beschwingte Maschine, die irdische Gottheit des industriellen Menschengeschlechtes. Das Wort eines Mannes, den man vor alters für wahnbefangen hielt, „man werde noch mit dem Blitz schreiben und mit Wolken fahren“, hat sich im elektrischen Betrieb und Dampfverkehr bestätigt. Die Spekulanten auf der Frankfurter Börse „sprechen“ mit ihren Kollegen in Berlin wie zwei Tischnachbarn. Die Technik des Personen- und Gütertransportes hat die räumliche Kluft gehoben, die Entfernungen beseitigt. Die Weltteile sind sich nahegerückt wie Stadtteile. Es macht für die Herbeischaffung kaum noch etwas aus, ob das Getreide von Hinterpommern oder Vorderindien, aus den nordamerikanischen Prärieen oder von dem russischen Ackerland herkommt. Erzeugnisse der fernsten Länder, einst das seltene Genussmittel weniger Bevorzugter, finden sich heutigentags unter den unentbehrlichen Bedarfsartikeln im Haushalt des ländlichen Tagelöhners. Dinge, welche früher im Handbetrieb mit Aufgebot von viel Fleiss, Kunst und Zeit angefertigt wurden, werden unter dem Räder- und Hebelwerk der Maschine im Nu hervorgezaubert. Brauchten die Erfinder der „schwarzen Kunst“ zur Fertigstellung und Vervielfältigung einer Bibel Jahr und Tag, so druckt die Rotationspresse von heute 100 Exemplare einer grossen Zeitungsnummer in einer Minute.

Selbstverständlich bedeutet die Umwälzung der Produktionsweise eine ungeheuerliche Zunahme der Produktenmasse. Die Statistik bringt uns die Produktionssteigerung durch Zahlenangaben zum Bewusstsein. Wenn im Jahre 1840 in Deutschland rund 650 Dampfmaschinen mit 12000 Pferdekräften thätig waren, so im Jahre 1875 nicht weniger als 36000 mit $2\frac{1}{2}$ Millionen Pferdekräften. In entlegenen, früher nur spärlich von der Kultur berührten Gegenden, wachsen jetzt allenthalben die Schornsteine, das prosaische Symbol des industriellen Zeitalters aus der Erde. In einsamen idyllischen Gebirgstälern, sonst kaum anders als von Touristen und Naturfreunden

besucht, hört man nunmehr bei Tag und Nacht das dumpfe Rollen von Walze und Rad. Die Dampfwagen klettern aller mittelalterlichen Romantik zum Hohn auf steilen Felshöhen zur Burgruine hinan und die Schienenstränge durchstechen den Riesenleib der Berge, die sich einst hindernd dem Völkerverkehr in den Weg stellten.

In engster naturgemässer Verbindung mit dem Riesenaufschwung des modernen Grossbetriebes steht das lawinenartige Anschwellen des Grosskapitals und der Industriestädte. Die letztere Thatsache, welche nicht nur für den Statistiker, sondern auch für den Politiker, Moralisten und Nationalökonom von der schwerwiegendsten Bedeutung ist, tritt durch die jüngste Volkszählung in überraschender Weise zu Tage. Es sind nicht wenige Städte und Vororte, deren Bevölkerung in den letzten 50 Jahren sich nicht bloss verdoppelt und verdreifacht, nein verzehnfacht hat. Eine neue Völkerwanderung spielt sich vor unsern Augen ab. Wie die Zugvögel im Frühling kommen und im Herbst gehen, so strömen die Arbeiterscharen aus dem Osten Deutschlands nach der landwirtschaftlich und industriell höher entwickelten Provinz Sachsen und dem verkehrsreicheren Westen. Die Maschine bewegt die Wellen im Völkermeer; es ist ein Hin- und Herfluten unter den ländlichen und städtischen Arbeitermassen.

Die Erweiterung der Volkswirtschaft zur Weltwirtschaft, ein den Erdball umspannendes eisernes Verkehrsnetz, internationale Warenhäuser, Industrietempel und Konfektionspaläste — das sind Erscheinungen, welche menschlicher Erfindungsgeist in Verbindung mit maschineller Wunderkraft ins Leben gerufen.

Wenn wir diese neuzeitliche Industrieentwicklung vor Augen haben, müssen wir auch der modernen Nationalökonomie und Gesetzgebung gedenken. Sie bilden zu dem Grossbetrieb sowohl ideale Voraussetzung als auch praktische Folge. Deun was helfen wirtschaftliche und geistige Kräfte, wenn ihnen nicht gesetzlich der Spielraum zu freier Entfaltung gewährt wird? Könnte man sich unser Verkehrs- und Industrielieben im Zeitalter des mittelalterlichen Zunftzwanges oder des starren Absolutismus

denken? Wäre der Weltverkehr unter dem Prohibitivsystem der Merkantilisten möglich gewesen, welche in schutzzöllnerischem Übereifer gleichsam eine chinesische Mauer an den Landesgrenzen errichteten? Ganz gewiss nicht. Noch im vorigen Jahrhundert beherrschte die Regierungsgewalt bis in's Einzelne alle Erwerbsgebiete. Wohlwollende Landesfürsten, wie namentlich die preussischen, konnten trotz harter und oft unnötiger Eingriffe in den privaten Geschäftsbetrieb ihrem Land dennoch zur Wohlfahrt reichen. Für die damalige Zeit, da Handel und Verkehr partikularistisch und kleinbürgerlich, die bauerlichen Verhältnisse noch feudalistisch waren, mochte eine landesväterliche Bevormundung immer noch die geeignetste Regierungsform sein. Unser Jahrhundert forderte zunächst mit innerer und äusserer Notwendigkeit den Liberalismus. Er hatte auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet seine zeitgeschichtliche Aufgabe. Sie bestand darin, den neu erwachten Geistesbestrebungen, und den in den Dienst menschlicher Kultur gestellten Naturkräften die Möglichkeit freier Entwicklung zu verschaffen. In diesem Sinne muss man die Stein-Herdenbergische Reformthätigkeit, mit ihren liberalen Prinzipien der persönlichen Freiheit und kommunalen Selbstverwaltung beurteilen. Ganz im Gegensatz zu dem späteren Liberalismus beseitigte Stein bloss das, was dem Ansturm der neuen Zeitideen nicht mehr Stand zu bieten vermochte. Aber indem er die überlebten Formen zerbrach, verschmähte er nicht eine gesunde Organisation in der Volkswirtschaft und den korporativen Zusammenschluss derer, die durch gleiche Interessen verbunden sind. Aus diesem alten ökonomischen Liberalismus bildete sich in den vierziger Jahren der moderne Individualismus. Diese Richtung, eine Überspannung des liberalen Prinzipes, nahm ihren Ausgang in England, wo Ende des dritten Jahrzehntes Männer wie John Bright und R. Cobden für den Freihandel agitierten. Durch diese sog. Anti-corn law-league wurde erst die liberale Wirtschaftstheorie eines Adam Smith so recht eigentlich in die Praxis übertragen. Ganz in diametralem Gegensatz zu dem alles von oben herunter reglementierenden Staatszweck, will

diese individualistische Anschauung, die sog. Manchestertheorie, dem Staat möglichst wenige Befugnisse einräumen. Er soll durch seine Organe nur für persönlichen Schutz sorgen, und Richter und Exekutor im privaten Rechtsstreit und im öffentlichen Strafprozess sein. Im übrigen soll sich die Regierung um das Erwerbsleben der Unterthanen nicht kümmern. Jeder darf thun und treiben, was er für gut erachtet, wenn er nur nicht wider die öffentlichen Staatsgesetze verstösst. Man ging von der kühnen Ansicht aus, wenn jeder nur seinen berechtigten Interessen nachgehe, müsse sich die Wohlfahrt des Ganzen schon von selbst gestalten. Die im Kampf ums Dasein entfesselten Einzelkräfte nannte man in ihrer Gesamtheit mit einem musikalischen Ausdruck „Harmonie“; etwa mit demselben Recht, mit dem man ein Katzenkonzert eine romantische Oper nennen kann.

Die neuere liberal-individualistische Wirtschaftstheorie und Gesetzgebung hat denn auch den Unternehmergeist in bedenklicher Weise entflammt. Wenn wir feststellten, dass ohne einen gesunden ökonomischen Liberalismus die moderne Grossindustrie an der Entfaltung gehindert gewesen wäre, so hat der bloss auf das Recht des Eigennutzes gegründete Individualismus aus der notwendigen freien Bewegung eine wirtschaftliche Anarchie gemacht. Die moderne Industrieentwicklung Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre erscheint uns im Bilde einer führerlos dahinsausenden Dampfmaschine. Die Entgleisung musste erfolgen.

Diese letztere Erwägung macht es uns zur Pflicht, in dem glänzenden Bilde, welches wir oben von dem maschinellen Grossbetrieb der Wahrheit gemäss entrollen mussten, des Schattens nicht zu vergessen, und auch die Kehrseite der Medaille zu zeigen. Die eitle Selbstverliebtheit unseres aufgeklärten Geschlechtes, entzückt von den Erfolgen der Wissenschaft und Technik, kann sich des Gefühles nicht erwehren: „wie herrlich weit wir's doch gebracht.“ Aber hört ihr denn nicht in dem dumpfen Dröhnen der sausenden Maschinenräder auch den Klage-laut über viele wirkliche Notstände? Ja, die Dampfkraft leistet Erstaunliches, aber ist die Muskel- und Nervenarbeit

der Menschen geringer geworden? Ganz das Gegenteil ist der Fall. Die gesteigerte Produktion hat die Konsumtion unverhältnismässig erhöht. Neue Bedürfnisse sind geweckt und zwar fieberhaft und massenhaft. Im Vollgenuss der in überschwänglicher Fülle erzeugten Güter schmachtet unsere Zeit nach immer neuem Genuss. Und gerade diese Bedürfnissteigerung macht die durch Zuhilfenahme der Naturkräfte mit Recht erwartete Zeitersparung und Arbeits-erleichterung thatsächlich illusorisch. — Freilich die Löhne sind gestiegen, seit 40 Jahren in manchen Erwerbs-zweigen um das dreifache. Aber die Lohnsteigerung wird begleitet von einer Preissteigerung gerade der notwendigsten Lebensmittel. Die Folge dieser Thatsache wird auch nicht durch den Umstand entkräftet, dass manche Beklei-dungsgegenstände, Luxusartikel, direkte Steuern für Klein-einkommen und die Kosten des Volksschulunterrichtes billiger geworden sind. Dicht hinter dem von kulturellem Glanz bestrahlten Gipfel des modernen Grossbetriebes gähnt ein Abgrund. In demselben droht Handwerk und Kleinbesitz zu versinken. Das Wort vom „goldenen Boden“ des Handwerkes und dem „gesegneten Mittelstand“ klingt wie eine halbvergessene Sage aus alten längst verschwundenen Tagen. Wie die Wellen der Nordsee die Hallig umfluten, jene kleine Inselgruppe, die nach menschlichem Ermessen in absehbarer Zeit ganz verschwinden wird, so umspülen die Wogen des Grosskapitalismus die noch vorhandenen selbständigen mittleren Existenzen. Der „Meister“ ist fast ausnahmslos der Gehilfe des Grosskonfektionärs ge-worden. Unter Umständen kann dieser Zustand, wenn der für's Geschäft arbeitende Handwerker feste Auf-träge und genügende Bezahlung empfängt, noch erträg-lich sein. Schlimmer aber ist die Proletarisierung der ehemals selbständigen Arbeiter. Die Arbeitsteilung macht die „gelernten“ Arbeiter immer entbehrlicher. Die „un-gelernten“ Arbeiter aber, der Freude beraubt, die man sonst bei Herstellung eines Gegenstandes hat, leiden unter der Konkurrenz der Kinder- und Frauenarbeit. Die Fabrikindustrie greift zerstörend ins Familienleben ein. Junge Mädchen, die, statt eine Vorbereitung für den spä-

teren weiblichen Beruf zu empfangen, in Fabriksälen und Warenhallen Beschäftigung finden, reifen wohl selten zu tüchtigen Hausfrauen heran. Und werden sie Hausfrauen, so werden sie durch die Industriearbeit erst recht ihrem eigentlichen Beruf entzogen. Der moderne Grossbetrieb reisst die Frau aus ihrer eigentlichen Wirkungssphäre heraus, raubt dem Mann die Gattin, welche sein Haus zu einer behaglichen Heimat gestalten soll, dahin er gern nach dem Tageswerk zurückkehrt, raubt den Kindern die Mutter, die Pflegerin und Erzieherin, und fördert schliesslich durch eine gewisse Gleichstellung der Frauen- und Männerarbeit die Emanzipationsbestrebungen, welche zum physischen und moralischen Ruin des weiblichen Geschlechtes führen.

Man ist gewöhnt diese nur andeutungsweise erwähnten Übelstände, deren Aufzählung der Leser nur zu leicht fortsetzen kann, als eine naturnotwendige Folge der durch den Maschinenbetrieb geschaffenen Erwerbsverhältnisse anzusehen. Aber diese Auffassung ist eigentlich nicht richtig. Der Grossbetrieb und die in den Dienst der Menschen eingestellten Naturkräfte sind an sich weder sittlich gut noch schlecht. Es kommt ganz darauf an, welchem Zwecke sie nutzbar gemacht werden. Nicht der moderne Wirtschaftsbetrieb an sich, sondern der lieblose, gewinnsüchtige Geist, der ihn beherrscht, ist die Wurzel des Unglückes: wir meinen die moderne Weltanschauung. Die religionsfeindliche Bildung des neunzehnten Jahrhunderts beruft sich mit Stolz, aber ohne moralisches Recht auf die Wissenschaft. Denn der echten Wissenschaft, von idealem Geist durchzogen, beseelt von dem ernstesten Ringen nach Wahrheit und dem Bestreben ihre unanfechtbaren Ergebnisse zum Wohl der Menschheit zu verwerten, reicht auch der gläubige Christ voll freudiger Bewunderung die Palme. Weiss er doch, dass tiefes Eindringen in die Rätsel und Probleme dieser Welt nicht von Gott, sondern zu ihm führt, zu ihm dem unerforschlichen Urgrund alles Seins, dem höchsten Geisteswesen, nach dessen Gemeinschaft sich das Menschenherz sehnt, wie das Auge nach dem Licht. Da nun aber die Wissenschaft mit dem Teleskop Gott nicht im Weltraum und die Menschenseele mit dem

Mikroskop nicht am Seziertisch entdecken kann, so hat man gefolgert: es giebt keinen Gott und keine Unsterblichkeit; Religion und Wissenschaft, Christentum und Kultur sind unvereinbare Dinge. Wenn sich die „exakten“ Wissenschaften innerhalb ihrer Grenzen halten d. h. die mit den Sinnen wahrnehmbaren Erscheinungen auf ihre Natur und Wirkung hin prüfen, dann ist ein solch trauriger Irrtum nicht möglich. Leider aber sind eine grosse Anzahl Naturwissenschaftler in das Reich der Religion und Philosophie eingedrungen und haben, da sie hier die geistigen und sittlichen Thatsachen nicht auf dem Wege chemischer und physikalischer Untersuchung feststellen konnten, dieselben voreilig geleugnet. Man hat die Bibel nicht als das, was sie ist behandelt, als eine Urkunde religiöser Lebenswahrheiten und göttlicher Offenbarungsthatfachen. Man hat die Bibel wegen einiger nur ganz nebensächlich und gar nicht um ihrer selbst willen gemachten astronomischen, geographischen Angaben, welche natürlich — aus dem damaligen Zeit- und Volksbewusstsein heraus geredet — nicht mit den Forschungen unserer Tage übereinstimmen, in ihrem ganzen Inhalt angezweifelt. Mit gutem Grunde ruft der Philosoph Erdmann in seinen berühmten „psychologischen Briefen“ (S. 28) dem Leser zu: „Lassen Sie sich nicht von denen imponieren, welche stets behaupten, die Wissenschaft strafe die Bibel Lügen!“ Die Bibel verkündet die Thatsachen der Welt- und Menschenschöpfung durch Gott, eine Wahrheit, gegen welche der denkende Geist sich zu sträuben keine innere Veranlassung hat. Die moderne Lebensweisheit nimmt nur eine Weltentwicklung, eine Menschwerdung an. Der Mensch hat sich wie alles Lebende aus dem Urschleim entwickelt. Mit dieser Behauptung wird das Wunder der Bibel durch ein wissenschaftliches Wunder von seltenster Ungeheuerlichkeit ersetzt. Denn wie kann sich aus dem Unorganischen das Organische entwickeln? Wenn Molechott begeistert lehrt, es sei ein erhabener Augenblick gewesen, da Form und Stoff sich plötzlich auf dem Erdenrund ergriffen und die organischen Wesen entstanden, so muss man doch nichtern fragen: Woher der Stoff, und noch obendrein ein Stoff ohne Form?

Woher die Formen, Formen ohne Stoff? Wodurch die Verbindung beider ganz unvorstellbarer Dinge? Woher der Lebenssaft und Lebenskeim in der Urzelle? Kann auf diese Frage wirklich die exakte Wissenschaft je eine befriedigende Antwort geben? In Ermangelung derselben und weil man andererseits das Walten eines allmächtigen Wesens nicht zugeben mag, greift man zu Hypothesen, Vermutungen von glänzendem Schein, aber ohne wissenschaftliche Wahrheit. Sehr treffend hat Bodenstedt die materialistische Modephilosophie, die nur Kraft und Stoff, aber keinen Gott und Geist kennen will, in den Versen charakterisiert:

„Mensch, Tier und Pflanze sind nur chemische Verbindung

Und alles Höhere ist pfäffische Erfindung.

Es giebt nur einen Glauben, eine Philosophie:

Der Mensch unterscheidet sich durch nichts vom lieben Vieh.“

Nun ist es nicht uninteressant wahrzunehmen, wie die moderne Weltanschauung, die den Anspruch eines neuen Evangeliums erhebt, eigentlich uralt, trotz der an Flegeljahre erinnernden Anmassung greisenhaft genannt werden muss. Denn Gottlosigkeit und Geistverleugnung ist keine Erfindung, die der Neuzeit angehört, wie Maschinentechnik, elektrischer Telegraph und Telephonverbindung. Nein, es handelt sich um die aufgewärmte, mit neumodischen Frivolitäten gewürzte Lehre der altgriechischen Naturphilosophen, welche meinten, dass der Mensch wie alle Geschöpfe nur eine Zusammensetzung von Stoffen und Atomen sei, welche vom Zufall, von Hunger und Liebe bewegt würden. Oder ist der „Gott Wirbel“, den die Sophisten verkündeten, im Grund genommen etwas anderes als der „Vater Abgrund“ E. v. Hartmann's? Schon die Epikuräer und Stoiker, mit denen der Apostel Paulus auf dem Areopag zu Athen öffentlich disputierte, dachten dasselbe, was ein falscher Fortschritt bei uns als das „Neueste“ verherrlicht. — Der Unterschied zwischen damals und heute besteht vielleicht nur darin, dass der

Materialismus der klassischen Athener und Römer in seiner Begründung geistreicher, in der Form poesievoller war, als der Materialismus der Halb- und Viertelgebildeten unserer Gross- und Kleinstädte. Wirklich denkende Köpfe und edle Geister sind nicht im Sinne der landläufigen Aufklärung atheistisch. Haben sie auch nicht die Tröstung eines persönlichen Gottesglaubens, so verehren sie doch ahnungsvoll den Geist, der alles Leben durchdringt und in dem Menschen zum Selbstbewusstsein erwacht. Als geistiger Vater der modernen Weltanschauung wird vor allem David Strauss gerühmt, wohl besonders deshalb, weil er sich vergeblich bemühte, „das Wunder aus der Religion und die Pfaffen aus der Kirche zu schaffen“. Aber derselbe Strauss musste doch in seinen besseren Stunden bekennen: „Jedes Mysterium erscheint absurd, und doch ist nichts Tieferes, weder Leben noch Kunst ohne Mysterien.“ Ja, wer wirklich einmal mit Ernst über die Dinge dieser Welt nachgedacht und nach Wahrheit gerungen hat, der ruft mit Shakespeare den Spöttern, welche gedankenlos und voreilig das Göttliche und Geistige verleugnen und nur gelten lassen wollen, was man mit Händen greifen und mit leiblichen Augen sehen kann, zu: „Es giebt im Himmel und auf Erden mehr Dinge, als eure Schulweisheit sich träumen lässt“.

Die moderne glaubenslose Weltanschauung beherrscht den öffentlichen Geist und dessen Organe: die Tagespresse. Plump und fein, bewusst und unbewusst werden unseres Volkes religiöse und sittliche Ideale bekämpft. Es giebt nur sehr wenige Blätter von Einfluss, welche Verständnis haben für das Christentum als geistige Kultur und Lebensmacht für die Gesamtheit und den Einzelnen. Die sog. anständigen Zeitungen verflüchtigen die christlichen Glaubens-thatsachen zu blossen Ideen und Symbolen; erinnert sei nur an die Festartikel liberaler Blätter. Als charakteristisches Beispiel für das Christentum jener Zeitungen, denen man eine vornehmere Haltung im allgemeinen nicht absprechen kann, diene, was die Nationalzeitung im Jahre 1890 schrieb: „Feste wie das Osterfest fordern dazu auf, über die Wirren und Sorgen des Tages hinwegzusehen

und sich mit dem grossen und edlen Inhalt zu erfüllen, der im entschlossenen Mitarbeiten nach grossen und idealen Zielen liegt. Das Fest des Erwachens der unerschöpfbar spendenden Natur fordert vor Allem dazu auf, das von sich zu werfen, was der Dichter die Angst des Irdischen nennt, und neuen Mut im Lebenskampf zu schöpfen. Der deutschen Nation wünschen wir vor Allem diese Ostergesinnung.“ Jeder denkende Leser muss sich sagen, dass mit dieser Ostergesinnung, mit einer dichterischen Phrase, die deutsche Nation im harten Lebenskampf nicht viel ausrichten wird; da sind andere Waffen, sittliche und religiöse Potenzen nötig. Die meisten fortschrittlichen Zeitungen, namentlich die reformjüdischen, halten es aber nicht einmal der Mühe wert, christliche Feste und Einrichtungen poetisch auszudeuten; sie ziehen das in Spott und Staub herab, was von altersher den treuesten und besten Männern unseres Volkes heilig ist.

Nicht besser als die Tagespresse ist die Unterhaltungsliteratur vieler Gebildeten. Auch hier wird in pikanten Novellen, fesselnden Tendenz- und Sittenromanen die christliche Lebensüberzeugung verspottet und der nackte Materialismus vergöttert. Bei aller gesuchten Mannigfaltigkeit in der Form ist doch der Inhalt der modernen frivolen Belletristik ziemlich abwechslungslos. Es kommt doch zuletzt immer darauf hinaus, dass Glaube und Treue verhöhnt, der Ehebruch verherrlicht wird. Verführungskunst heisst: Lebensweisheit; geistlose Trivialität: Realismus; moralischer Katzenjammer: Weltschmerz. Und dieses Gemisch von „Genie, Gemeinheit und Glanz“ — im „Fall Lindau“ gleichsam personifiziert — nennt man mit dem denkbar treffendsten Ausdruck: „schöne Literatur“. Ein Stürmer und Dränger unserer Tage, einer der Jüngsten, schildert uns den Geist der realistischen Literatur sehr „realistisch“:

„Es liegt die Welt in Sünden,
Das Heiligste ist feil —
Aufreckt sich wie der schwarze Tod,
Das Laster wollustgeil!

Es werfen seine Flammen
Den Brand in jede Brust —
Im Triumphatorwagen rauscht
Durch alle Welt die Lust.“

Wo ist das edle Pathos einer gesunden Sittlichkeit, die erhabene Begeisterung des deutschen Idealismus? Wir wünschen nicht, dass Kunst und Wissenschaft nach Kirchendogmen beurteilt werden, aber wenn dem Dichter und Künstler das ideale Credo fehlt, dann wird sein Werk niemals veredelnd einwirken und Anspruch auf Unsterblichkeit erlangen. Es ist ein Verhängnis, dass im Salon und Atelier, am Stammtisch und im Parlament vielfach die Ansicht herrscht, als sei Bildung und Wissenschaft — der Gegensatz zur christlichen Weltanschauung.

Ein jeder Mensch von Wille und Charakter muss eine Grundansicht haben, nach welcher er die Zustände beurteilt und sein Handeln einrichtet. Geht man nun von der Affentheorie als höchster Weisheit aus, so erscheint folgerecht die Geschichte der Menschheit als die grosse Affenkomödie auf der Weltbühne. Heuchelei, Bosheit und Ungerechtigkeit feiern unter wohlanständiger Maske Triumphe. Auf dem Kampfplatz des geschäftlichen Lebens behält Recht, gewinnt Siege, wer die brutale Macht besitzt. Das ist das Facit, welches man aus der religionslosen Weltanschauung zieht: ein Krieg Aller gegen Alle, durch dessen Opfer die Errungenschaften des modernen Grossbetriebes verkümmert, vielfach aus einem Segen zu einem Fluch umgewandelt werden.

III.

Grundsätze und Praxis der Sozialdemokratie.

Der internationale, revolutionäre Sozialismus ist seinem Ursprung und Wesen nach ein Produkt der modernen Zustände: nationalökonomisch und sittlich eine unabweisbare Folge der maschinellen Produktionsweise und der liberal-individualistischen Wirtschaftstheorie in Verbindung mit einer glaubenslosen, nur auf Gewinn und Genuss gerichteten Weltanschauung. Die Sozialdemokratie verdankt also im eigentlichen Sinne des Wortes ihre Existenz nicht dem agitatorischen Eifer Lasalle's oder dem kritischen Scharfsinn eines Karl Marx. Jene Männer haben die sozialistischen Armeen nicht aus der Erde gestampft, sondern sie gerüstet und zum Sturm gegen die bestehende Staats- und Erwerbsordnung organisiert; sie haben einer Bewegung, die mit Naturgewalt aus dem Schosse der modernen Gesellschaft hervorbricht, die Bahnen vorgezeichnet.

Wenn man von dem Wesen der Sozialdemokratie ein Bild geben will, so darf man sich nicht scheuen, den Pinsel auch in den Farbentopf sozialistischer Schriften und Ideen zu tauchen. Man muss sich in die Welt sozialdemokratischer Vorstellungen versetzen und darf nicht Dinge verschweigen, die nun einmal thatsächlich vorhanden sind, selbst wenn ihre Anerkennung unbequem erscheint.

Wir haben schon in unserer bisherigen Darstellung wiederholt, wenn auch indirekt, die Wahrheit ausgesprochen, dass die Sozialdemokratie ihre Wurzelkraft aus den wirtschaftlichen Umwälzungen der Neuzeit schöpft. Vom Kapi-

talismus genährt, von der Aktien- und Gewerbefreiheit gepflegt und einseitig begünstigt, hat die Grossindustrie den einst selbständigen Mittelstand aus seiner für den Volkskörper gleichsam rückgratbildenden Stellung verdrängt. Der Kleinbetrieb ist, wenn nicht alle Zeichen trügen, auf den Aussterbeetat gesetzt. Oder kann die Werkstatt mit der Fabrik, die Hand des Menschen, und wäre sie noch so fleissig, mit der radbeflügelnden Maschine konkurrieren? Man überblicke doch nur einmal die Geschichte des Handwerkerstandes. Einst bildeten seine Träger eine angesehene Berufsklasse. Nicht nur geschickt mit Auge und Hand, hatten ehemals die Meister neben ihrem Tagewerk noch Zeit und Lust, sich für ideale Interessen zu erwärmen, Gesang und Dichtkunst zu pflegen, sich im Waffenkampf zu stählen. Doch die Zeiten der Kraft und Blüte sind längst vorüber. An die Stelle einstiger Wohlhabenheit, die uns bei der rückschauenden Betrachtung mit einem romantischen und poetischen Anflug umgeben erscheint, ist nicht bloss nüchterne Prosa, sondern in den meisten Fällen nacktes Elend getreten, die Kleinmeister, die ehemals für eigene Rechnung zu arbeiten pflegten, sind abhängige Dienstleute der Konfektionsgeschäfte, oder auch direkt Fabrikarbeiter geworden. Der selbständige und wohlhabende Handwerksmeister der Vergangenheit und der Fabrikarbeiter von heute, das sind Typen, die uns den Wandel der Zeiten in geradezu tragischer Weise zum Bewusstsein bringen. — Die ins riesenhafte gesteigerte Produktionsweise der Gegenwart zieht die Arbeitskräfte in Massen heran. Die ländlichen Arbeiter verlassen die Scholle und betreten die schwankenden Wogen des industriellen Lebens; sie wandern in die Fabriken der Stadt und begeben sich der Aussicht auf Sesshaftigkeit. Der ländliche Tagelöhner kann sich zu einem kleinen Eigentum emporarbeiten. Der Fabrikarbeiter, abhängig von den Geschäftskrisen, muss auf die Erreichung dieses Zieles fast ausnahmslos verzichten. Wenn auch jedes solide Unternehmen einen Stamm altbewährter Arbeiter besitzt, der auch in Zeiten des Stillstandes und der Dürre nicht entlassen wird, das Gros der Industriearbeiter verfällt dem

Schicksal der fluktuierenden, heimatlosen Bevölkerung. Auf dem Gebiete der Freizügigkeit ist schneller, als die Vertreter des wirtschaftlichen Liberalismus es ahnten, die Wohlthat zur Plage geworden. — Aus diesen mit dem modernen Grossbetrieb aufs engste verwachsenen Zuständen bilden sich weitere Gebrechen. Die frühere Erwerbsthätigkeit, an Handbetrieb und Werkstatt gebunden, hatte trotz des strengen, zünftig formalen Standesunterschiedes das Gefühl der persönlichen Zusammengehörigkeit zwischen Arbeitgeber und Arbeiter gepflegt. Meister, Geselle und Lehrling, sie arbeiteten unter einem Dach, sie bildeten eine Familie, hatten gemeinsame Interessen und hielten auf Berufsehre. Es herrschten Beziehungen, die sich auf Autorität, Zucht und Ordnung gründeten. Freilich auch in der „guten alten“ Zeit hat Eigennutz und Hartherzigkeit wie immer in der Welt viel Unheil angerichtet. Aber was früher als ein Widerspruch gegen die herrschende Auffassung, als Ausnahme der bestehenden Ordnung galt, das ist durch die modernen Arbeitsbedingungen gleichsam zur Regel geworden. Denn trotz der offiziellen politischen und rechtlichen Gleichheit unserer Tage ist in Wirklichkeit der wirtschaftliche und soziale Unterschied so gross, wie nie zuvor. Der Arbeitgeber von heute ist nicht mehr Lehrer und Meister seiner Arbeiter, er ist Kapitalist, steht auf ganz anderem Boden, als seine Leute, die Proletarier. Wie ist noch eine persönliche Beziehung möglich, wenn hunderte von Arbeitern im Dienste eines Unternehmers stehen? Das Arbeiterpersonal wird ein Impersonale. Die Persönlichkeit des Arbeiters tritt zurück hinter der Arbeit, welche die Manchesterschule als Ware behandelt, gebannt unter die Gesetze von Angebot und Nachfrage. Das Lebendige und Sittliche wird verdrängt durch das Tote und Geschäftliche. Es gilt nicht die Beziehung von Person zu Person, sondern von Sache zu Sache. Das zeigt sich besonders bei den Aktienunternehmungen, da fehlt so ziemlich alle und jede persönliche Fühlung. Es ist eine Verbindung von Kapitalien zum Zweck neuer Kapitalbildungen. Der Arbeiter figurirt als ein Glied in der Maschine, welche Produkte und

Dividenden erzeugt. Die Arbeit, die pflichtgemässe Thätigkeit einer sittlichen Persönlichkeit kommt nur noch unter dem Gesichtspunkt der Herstellungskosten in Anrechnung. So hat die moderne Produktion mit eisernem Besen die gemütliche Anteilnahme, das gegenseitige persönliche Interesse zwischen dem Kapitalisten und Proletarier hinweggefegt. Ja, vielmehr noch: eine Kluft hat sich aufgethan, ein feindlicher Gegensatz hat sich herausgebildet, verschärft durch Misstrauen, Groll und Neid. Auf der einen Seite das sich zusammenballende Kapital, auf der andern Seite die lawinenartig anschwellenden besitzlosen Arbeitermassen. Durch die Reihen der letzteren geht ein Klassen- und Standesbewusstsein, vor dem die grossen Besitztümer bedroht erscheinen, wie ein thönerner Koloss vor einem heranziehenden Felsen. Ein Gefühl der Unzufriedenheit, gleichviel ob berechtigt oder unberechtigt, verbindet die Proletarier diesseits und jenseits des Ozeans wie mit ehernen Banden. Man will der herrschenden Unzufriedenheit die Berechtigung dadurch entziehen, dass man auf die Löhne hinweist, die sich in den letzten 40 Jahren, namentlich in der Industrie, verdoppelt, nicht selten auch verdreifacht haben. Aber man übersieht, dass durch die gewaltige Gütererzeugung der Neuzeit die Bedürfnisse unverhältnismässig gestiegen sind. Der vorbildliche Luxus und die Vergnügungssucht unter den Begüterten hat in der Arbeiterwelt ein ungezügelter Verlangen nach gleichem Genuss erregt. Und zur Befriedigung dieser durch die modernen Sitten- und Gesellschaftszustände erzeugten Bedürfnisse reichen die Löhne meist nicht aus; abgesehen davon, dass mit der aufwärts steigenden Lohnbewegung eine Preissteigerung vieler Lebensmittel parallel geht. Gewiss, es hat immer Unzufriedene gegeben und auch in Zukunft wird diese Menschenklasse nicht aussterben. Was aber die Unzufriedenheit in der Gegenwart auszeichnet, das ist ihr bewusster, fanatischer, die Massen umschlingender Charakter. Die Arbeiterschaft fühlt ihre Lage, ihre Macht und Einheit; namentlich in den Industriezentren, wo sie ihr Heerlager aufgeschlagen. Zwei Umstände kommen hinzu, das Klassen- und Standesbewusst-

sein der Arbeiter zu stärken. Die allgemeine Bildung und das direkte allgemeine Wahlrecht: beides Errungenschaften des modernen Zeitalters, die recht benützt ein Segen und Fortschritt, von schlechten Absichten aber geleitet, Fluch und Verhängnis bedeuten. Auf den Höhen der Gesellschaft hat man sich daran gewöhnt, unter „Bildung“ ein Sichhinwegsetzen über die Fundamente christlicher Moral und Gläubigkeit zu verstehen. Es ist kein Wunder, wenn der Arbeiter, der die fortschrittlichen Zeitungen der Bessergestellten liest und von deren Unglauben hört, es für ein Zeichen der Intelligenz ansieht: die religiösen und ethischen Lebensmächte gleichfalls, natürlich in seiner Art, zu missachten. In dem Wahlrecht betreten die Arbeiterbataillone den politischen Schauplatz und verlangen Einfluss auf die Gesetzgebung. Nun sagen sich die Führer: die besitzenden Klassen haben Jahrzehnte lang zu ihren Gunsten Gesetze gemacht, warum sollen wir nicht auch mit den uns bewilligten gesetzlichen Mitteln unsere Interessen zur Geltung bringen? Lasalle, der die Sozialdemokratie mit der aufgehenden Morgenröte verglich, nannte das allgemeine gleiche Wahlrecht das Wahrzeichen, in dem das Proletariat siegen werde.

Nachdem wir die wirtschaftlichen Entstehungsursachen und die Bedingungen politischer Machtentfaltung im allgemeinen angedeutet, wenden wir der eigentlichen sozialdemokratischen Theorie und Praxis unsere Aufmerksamkeit zu.

In gewissem Sinne der geistige Vater, jedenfalls der Organisator der sozialistischen Partei in Deutschland, ist Ferdinand Lasalle. Aber die Sozialdemokratie entsprang nicht fertig seiner Gedankensphäre, etwa wie Pallas Athene dem Haupt des Zeus. Ja, man kann sagen, die Sozialdemokratie von heute mit ihrer ausgesprochen internationalen und revolutionären Tendenz hat sich zur Unkenntlichkeit von dem national gesinnten und für das soziale Königtum glühend begeisterten Lasalle entfernt. Gleichwohl wird er als der Messias des sozialistischen Evangeliums gepriesen; sein Bild, wie er die rote Fahne im Sturmschritt voranträgt, schmückt die sozialdemokratischen

Kalender, Kaufläden, Wohnstuben und Versammlungssäle. Ausgerüstet mit sprühendem Geist und agitatorischen Gaben trat im Jahre 1863 der jugendliche Literat, dessen glänzende Feder schon berühmt war, in Wort und Schrift vor die deutschen Arbeiter. Es war ihm ein Bedürfnis, sich „im Volksenthusiasmus zu baden“. Seine von hinreissender aufreibender Leidenschaft durchglühte, nur knapp 1½ Jahre umfassende Agitation begann er mit dem „offenen Antwortschreiben“ an den Leipziger Arbeiterverein, darin er das „eherne Lohngesetz“, die eine Fundamentallehre der Sozialdemokratie entwickelte.

Was ist der Arbeitslohn? Ein gewisser Geldbetrag, den der Arbeiter für seine Arbeitskraft erhält, die er in den Dienst des Unternehmers stellt. Der Lohn ist kein vollwertiges Entgelt (Äquivalent) für die geleistete Arbeit, sondern nur eine vertragsmässig zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer vereinbarte Abfindungssumme. Der Privatunternehmer wird aber durch die freie Konkurrenz genötigt, möglichst billig zu produzieren, also den Arbeitslohn möglichst knapp zu bemessen. Denn reichliche Löhne verteuern die Herstellungskosten und lähmen dadurch die Konkurrenzfähigkeit. So liegt in der Stellung des Unternehmers, und wäre er persönlich der wohlgesinnteste Mann, die Tendenz, den Lohn zu drücken. Aber andererseits sorgen die nicht organisierten Arbeiter unter den obwaltenden Bedingungen selbst dafür, dass die Löhne nicht dauernd gut bleiben. Denn würde in einer Branche ausnehmend gut gelöhnt, so würde das Angebot bald ein derartig starkes sein, dass ganz von selbst eine Lohnverringerung eintreten würde. Der Lohn kann aber unter eine Minimalgrenze auch nicht dauernd sinken; denn sonst würde das fehlende Angebot eine Lohnsteigerung bald zur Folge haben. Der wirkliche Arbeitslohn ist bei der herrschenden privatkapitalistischen Produktionsordnung mit eherner Gesetzmässigkeit bestimmt: formal durch die freie Konkurrenz der Unternehmer und durch Angebot und Nachfrage der Arbeitssuchenden, inhaltlich durch die Bedürfnisse, ohne deren notwendige Befriedigung der Arbeiter nicht existieren kann. Der zur Lebensfristung

unentbehrliche Unterhalt, „dies ist der Punkt, um welchen der wirkliche Tagelohn in Pendelschwingungen jederzeit herumgravitiert, ohne sich jemals lange weder über denselben erheben, noch unter denselben herunterfallen zu können“. Dieses vielgenannte „eherne Lohngesetz“ ist keine Lasalle'sche Erfindung. Jahrzehnte vorher war es schon von dem englischen Nationalökonom David Ricardo ausgesprochen und von dem deutschen Kathedersozialisten Rodbertus aufs neue begründet worden. Lasalle ergriff diese einseitige und anfechtbare Behauptung zu agitatorischen Zwecken und schmiedete sich eine blitzende Waffe daraus, mit der er an der Spitze der Arbeiter gegen den „elenden Fortschritt“ kämpfte. Man gewahrt auch hier die alte Thatsache, dass Ideen und Erkenntnisse, wahre und falsche, erst dann zu Leben und Wirkung erweckt werden, wenn sie in einer willenskräftigen begeisterungsfähigen Persönlichkeit ihren Träger und Herold finden. Das „eherne Lohngesetz“ betonte Lasalle nur deshalb in so scharfen Accenten, um dem Arbeiter seine unerträgliche Lage so recht fühlbar zu machen und die Notwendigkeit einer Durchbrechung bezw. Umbildung der bestehenden Wirtschaftsordnung zu erhärten. Der Arbeiter darf nicht durch den Lohnvertrag abgefunden werden, er muss in den Vollgenuss seiner Arbeitsleistung, deren Ertrag ihm selbstverständlich durch den Unternehmergewinn verkümmert wird, eingesetzt werden. An die Stelle des Lohnes muss der volle Arbeitsertrag gesetzt werden. Das Wort „Lohn“, so schrieb einst Lasalle an Rodbertus, „scheint mir allerdings begrifflich eine Inäqualität mit dem Arbeitsertrag auszudrücken“. Da der Unternehmergewinn nicht anders denkbar ist, als dass dem Arbeiter ein Abzug gleichsam an dem Resultat seiner Arbeit gemacht wird, so nannte Lasalle den Profit „Eigentum an fremdem Arbeitswert“. Unternehmer und Arbeiter sind also nach dieser Auffassung ihrer innersten Natur nach unversöhnliche Gegner, sie stehen sich feindlich wie Welfen und Ghibellinen gegenüber. Wie kann diese Kluft, welche Friede und Wohlstand zu verschlingen droht, beseitigt und der Gerechtigkeit die volle Ehre gegeben werden? Da-

durch, dass die Arbeiter zugleich Unternehmer und die Unternehmer zugleich Arbeiter werden. Wenn die Arbeiter in einer Genossenschaft vereinigt auf eigene Rechnung produzieren, so kommt der Reingewinn, den bisher der Unternehmer in seine Tasche steckte, unter den Genossen zur Verteilung. Der Arbeiter genießt also ungeschmälert die Früchte seiner Hände Arbeit. Diese bestechende und glänzende Wirtschaftstheorie scheitert natürlich sofort an dem Felsen der Wirklichkeit, an der Frage: Woher nehmen die Arbeiterassoziationen das Betriebskapital? Aber Lasalle, der so leicht nicht in Verlegenheit geriet, wusste sich zu helfen. Er forderte vom Staat einen 100 Millionen-Kredit. Für die Denk- und Handlungsweise Lasalle's ist es ganz ausserordentlich bezeichnend, dass er an das Heilmittel, welches er begeistert den gläubigen Arbeitern in Leipzig und am Rhein anpries, selbst nicht glaubte. Seinem Briefwechsel mit Rodbertus verdanken wir das bemerkenswerte Geständnis: „Ich habe vorläufig nur die Assoziationen (mit Staatskredit) vorgeschlagen, weil ich vorläufig wirklich kein anderes Mittel sehe, das zugleich so relativ leicht und wirksam wäre, die Arbeiter aber irgend etwas ganz Bestimmtes, Greifbares vorgeschlagen haben müssen, um sich dafür zu interessieren.“ Man sieht, die Produktivgenossenschaften waren dem Agitator blosses Agitationsmittel, um das dem Menschen einwohnende Bestreben zu befriedigen, das Ziel, dem man zustrebt, in erreichbarer Nähe und greifbarer Gestalt zu haben. Die in Deutschland und England zu Zwecken gemeinsamer Produktion errichteten Arbeitergenossenschaften haben nicht gewährt, was man sich von ihnen versprochen. Da wo sie prosperierten, wurden sie unter der Hand Aktien-Gesellschaften, bei denen die Dividenden dieselbe Rolle spielten, wie bei den Unternehmungen der vielgeschmähten kapitalistischen Bourgeoisie; die Arbeiterunternehmer wurden eben auch Kapitalisten, Aktionäre. Die Hauptgefahr aber ist die, dass die Assoziationen einer Branche sich selbst Konkurrenz machen, also das Übel der bekämpften privatkapitalistischen Erwerbsordnungen in genossenschaftlicher Gestalt selber hervorbringen. — Diese Folgerung verhehlte sich Lasalle auch keineswegs.

Er ging deshalb auf der eingeschlagenen Bahn einen tüchtigen Schritt weiter, indem er nicht bloss wie bisher die Einzelwirtschaften beseitigt, sondern die ganze Volkswirtschaft in Staatswirtschaft, die genossenschaftliche Produktion in einen Kollektivbetrieb der Gesamtheit verwandelt wissen wollte. „Es ist so klar wie die Sonne,“ schrieb er wiederum an den mehrfach erwähnten Rodbertus, „dass wenn dem Arbeiter Boden, Kapital und Arbeitsprodukt nicht gehört, von einer Lösung der sozialen Frage nicht die Rede sein kann.“ Aber diese Forderung, das sagt die gesunde Logik, kann nur erfüllt werden, wenn die privaten Besitzer von Grund und Boden, von Geld und Produktionsmitteln, mit einem Wort, wenn die Kapitalisten expropriert werden. Die Frage nach dem Wie der Enteignung hat Lasalle in seinem umfassenden Werke „System der erworbenen Rechte“ beantwortet. Grundlegend für seine rechtsphilosophische Auffassung ist die Behauptung: „das Individuum kann sich und Andern nur soweit und auf so lange Rechte sichern, insoweit und so lange die jederzeit bestehenden Gesetze diesen Rechtsinhalt als einen erlaubten ansehen“. Es ist also, so fährt Lasalle fort, rechtswidrig, wenn die Berechtigten jederzeit ein interessiertes Geschrei erheben, wenn der öffentliche Geist in seiner Fortentwicklung dazu gelangt ist, den Fortbestand eines früheren Rechtes z. B. Hörigkeit, bestimmte Dienste und Abgaben als von jetzt ab auszuschliessen. Das heisst mit andern Worten, wenn das Rechtsbewusstsein so sozialistisch geworden ist, dass man einen privaten Anteil am Kapital nicht mehr anerkennt, so erfolgt auf Grund der neuen Rechtsordnung die Ablösung ohne Entschädigung. Seine Überzeugung, dass die Entwicklung des öffentlichen Geistes diese Richtung nehmen werde, bekundet Lasalle durch die geistreiche aber doch nur einseitig richtige Bemerkung, dass der kulturhistorische Gang aller Rechtsgeschichte dahin führe, die Eigentumssphäre des Privatindividuums zu beschränken und immer mehr Dinge und Einrichtungen dem Privatbesitz zu entziehen und zu verstaatlichen. Für Lasalle bedeutet das Wort Emanzipation den Inbegriff allen Kulturfortschrittes; Emanzipation aber heisse (e man-

cipatio) „aus fremdem Eigentum“. So werde auch in Zukunft der private Unternehmerge Gewinn als das „Eigentum an fremdem Arbeitswert“ seine rechtliche Grundlage verlieren und der Arbeiter vom Lohnsklaventum emanzipiert werden. Schärfer noch als bei Ferdinand Lasalle traten die kollektivistischen, auf Verstaatlichung der gesamten Erwerbstätigkeit gerichteten Grundsätze bei Karl Marx hervor. Hat ersterer, ein Mann von hochfliegender Begeisterung für die Ausbreitung der Sozialdemokratie mehr als Agitator gewirkt, so hat durch letzteren, den kritischen Verstandesmenschen, das sozialistische System seine lehrhafte Begründung erfahren.

Karl Marx, wie Lasalle, jüdischen Geblütes und Geistes, stammt aus einer hohen Beamtenfamilie. Er nimmt schon in den 40er Jahren zu London an den sozialen Wirren thätigen Anteil; und zwar im Unterschied von Lasalle in ausgesprochen internationaler und kommunistischer Tendenz. Schon 1847 erklärte er die modernen Staatsgewalten samt und sonders für Ausschüsse, „welche die Geschäfte der Bourgeoisieklassen verwalten“. Damals schon, noch bevor die rote Internationale begründet war, gab er die Parole aus, welche, in grossen Lettern geschrieben, in dem Versammlungssaal des hallischen Sozialistentages von der Wand herniederwinkte: „Proletarier aller Länder vereinigt euch!“ Karl Marx bekämpft das gegenwärtige Wirtschaftssystem durch seine vielgenannte Werttheorie. Der Kardinalpunkt dieser weitangelegten Kritik ist kurz der: Heute unter dem Gesetz von Angebot und Nachfrage empfängt das Arbeitserzeugnis einen ihm von aussen angebildeten Wert, der in keinem gerechten Verhältnis zu der daraufverwandten Arbeit steht. Der Bedarf entscheidet, nicht die Arbeit. Das aber heisst die Wirklichkeit geradezu umkehren. Denn was einem Gegenstand Wert verleiht, ist die Arbeit. Die Arbeit, sei's die stoffliche mit der Hand oder die geistige mit dem Kopf oder was die Regel ist, die Vereinigung beider Arten: die Arbeit ist es immer und einzig, welche Güter erzeugt und Werte schafft. Das Produkt ist geronnene Arbeitszeit, — „Arbeitsgallerte“, wie der Ausdruck heisst, dessen sich der Wert-

theoretiker bedient. Der durch die menschliche Arbeitskraft produzierte Wert wird gemessen nach der durchschnittlich für einen Gegenstand als notwendig erachteten Zeitdauer.

Wie das eherne Lohngesetz, so enthält auch die Werttheorie eine grenzenlose Einseitigkeit.

Ein wichtiges Moment wird dermassen auf die Spitze getrieben, dass es den Boden der gesunden Wirklichkeit nicht mehr berührt. Es liegt auf der Hand, dass die Marx'sche Auffassung nur in einem Volksstaat Thatsache werden kann, darin die gesamte Produktion staatlich geregelt, alle Bedingungen zur Konkurrenz und zu einem durch Eigennutz entflammten Wettbewerb beseitigt sind. Auch bei Marx heisst das *ceterum censeo*, die Aufhebung allen Privateigentums an Kapital. Zur Durchführung dieser Ideen beruft sich der Schöpfer und Leiter der Internationale nicht auf rechtsphilosophische Studien. Nackt und nüchtern hat er auf dem Kongress, der 1872 im Haag versammelt war, und wo seine und Lasalle's Geistesrichtung mit einander um den Sieg rangen, der natürlich ihm als dem radikaler Gesinnten zufiel, es ausgesprochen, dass in den meisten Ländern des Kontinents die Gewalt der Hebel der Revolution sein müsse. „An die Gewalt wird man appellieren müssen, um die Herrschaft der Arbeiter zu etablieren.“

Sehen wir von den Verrücktheiten und Unklarheiten einzelner Agitatoren ab, so ergiebt sich dem leidenschaftslosen Urteil folgendes als das Ideal des Sozialistenstaates: Der Staat d. h. die Gesamtheit der Bewohner ist Eigentümer an Grund und Boden, Wohnhäusern und Fabriksälen, Kapital und Werkzeug. Alle Bürger sind Arbeiter. Private Unternehmer, die durch die Verhältnisse genötigt werden, Plusmacher, Ausbeuter der Lohnsklaven zu sein, giebt's nicht mehr. Ein jeder hat mit der Pflicht das Recht zu arbeiten. Ein jeder hat nach Massgabe der geleisteten Arbeit einen Anspruch auf die erzeugten Güter. Es werden überhaupt nur Güter zum gemeinsamen Gebrauch, nicht mehr Waren zum Handel erzeugt. Das Verhältnis von Gütererzeugung und Güterverbrauch wird staatlich geregelt. Von einer



Überproduktion kann nicht mehr die Rede sein, höchstens von einer Vorausproduktion. Kapital, das durch günstige Veranlagung sich selbst vermehrt ohne Arbeit des Besitzers, ist aufgehoben. Statt Metallgeld giebt es Anteilscheine, Arbeitheks zur Einlösung von Bedürfnis- und Genusmitteln. Die qualifizierte Arbeit wird auf die unqualifizierte zurückgeführt. Der Wertmesser eines Produktes ist die Arbeitszeit. Verbrechen und Sünde haben in diesem staatlich geregelten Kollektivbetrieb keine Stätte mehr, denn da Jeder Arbeit und die zum Lebensunterhalt ausreichenden Mittel besitzt, so fehlt jede Veranlassung zu Unrecht thun und Unrecht leiden. „Dann werden,“ so prophezeit und vertröstet Max Schippel, einer der geschicktesten Vertreter des modernen Sozialismus, das darbende Proletariat, „dann werden die Fesseln der Not von uns allen fallen; die Nacht der Unwissenheit und Barbarei wird von allen Menschen weichen und die lichte Lebensfreude, die heute nur die Spitzen der Gesellschaft umglänzt, wird sich niedersenken in die Tiefen des Volkes und die blossen Arbeitstiere, die dort hausen, zu unabhängigen glücklichen Menschen machen. Dann wird eine schönere bessere Welt entstehen und allen auf Erden Freiheit, Wohlstand und Bildung bringen.“ — Da sage nun noch einer, die Pastoren seien es, die in salbungsvoller Phraseologie Wechsel auf die Zukunft ausstellen!!

Eine Frage: Wann kommt dies goldene Zeitalter? Lasalle meinte in 200 Jahren. Die sozialistischen Agitatoren halten es aus naheliegenden Gründen für gut, die Geduld und den Idealismus der Genossen nicht so hart auf die Probe zu stellen. Sie erwarten, dass die neue Zeit bald anbricht, nachdem neue Erfindungen auf dem Gebiet der Wirtschaftstechnik die Entwicklung der Verhältnisse d. h. den Zersetzungsprozess des Bestehenden in ungeahnter Weise beschleunigen. Der Aufforderung, zu sagen, wie sich nun praktisch das Leben in dem Sozialistenstaat, dessen ideale oder vielmehr illusionäre Grundlagen wir kennen gelernt haben, gestalten werde, entziehen sich die sozialdemokratischen Wortführer. Sie lehnen die Auskunft höhnisch ab mit dem Hinweis darauf, dass man die zu-

künftigen Existenzbedingungen, welche von dem Fortschritt der Wissenschaft abhängen, nicht vorausbestimmen, also auch nichts Bestimmtes über die Lebens- und Wirtschaftsweise des Zukunftsstaates voraussagen könne. Aber das ist ein Trugschluss. Mag sich die äussere Existenzbedingung gestalten, wie sie will: der Verwirklichung der sozialistischen Theorien widerstreitet die innere sich ewig gleichbleibende Menschennatur. Für das persönliche Glück die ausschlaggebende Bedeutung der individuellen Beschaffenheit zu verkennen, das ist der verhängnisvolle Irrtum der kommunistischen Richtungen aller Zeiten. Gewiss ist der Mensch in seinem Urteilen, Fühlen und Handeln von den äusseren Verhältnissen mitbestimmt; um so mehr je unentwickelter und widerstandsunfähiger sein Geist und Charakter ist. Aber es heisst doch den Menschen, der Gewissens- und moralische Willensfreiheit hat, seiner eigensten Würde entkleiden, wenn man ihn von den äusseren Umständen so unbedingt abhängig sein lässt, wie das Tier von seinem dunklen Naturdrang, wie die Pflanze von Bodenbeschaffenheit und Witterungswechsel. Die goldenen Phantasieen des Sozialismus könnten nur Gestalt und Wesen gewinnen, wenn die Menschen Engel oder Göttersöhne würden. Aber dies Ziel wird die sozialdemokratische Erziehung der Massen nicht erreichen; umsoweniger als sie die sittlich-religiösen Bildungsfaktoren des Christentums verhöhnt und statt dessen an die niederen Leidenschaften, wie Neid und Missgunst appelliert. Und wenn die Gewalt die Geburtshelferin der neuen Zeit wird, so schwindet völlig die Hoffnung, dass aus der heutigen selbststüchtigen, verlogenen, grausamen Gesellschaft eine ideale Generation erwächst, wie sie der Volksstaat nicht entbehren kann. Die Revolution, welche die Bestie im Menschen entfesselt, muss dann doch einem jeden Urteiler von gesundem Verstand als ein bedenkliches Entrée zu dem Zeitalter „der Bruderliebe, Humanität und Gerechtigkeit erscheinen“. Die sozialdemokratischen Staatslehrer gehen weiterhin von einer Gleichheit aller Menschen aus, die thatsächlich nie existiert hat und (mit Ausnahme der heerdenartigen Zustände ganz gesunkener Volksstämme) niemals existieren wird. Die einzige, auf

Erden allein mögliche Gleichheit, lehrt die wunderbar tiefe und schöne Moral des Christentums. Gleich sind alle Menschen als fehlbare Geschöpfe; gleich in dem Erlösungsbedürfnis und der Erlösungsfähigkeit. Allen Menschen ist im Christentum die Möglichkeit gegeben, mit Gott in das gleiche persönliche Verhältnis zu treten. Ein Abglanz dieser religiös-ethischen Gleichheit ist die rechtliche Gleichheit. Sind alle Menschen untereinander Brüder, Kinder eines Vaters, so ist die Sorge für menschenwürdiges Dasein allerdings auch Christenpflicht. Aber mit der Gleichheit des Christentums, dem die wahre Humanität und Internationalität eigen ist, verträgt sich das Recht individueller und nationaler und ökonomischer Verschiedenheit. Überall in Natur- und Menschenwelt ist gerade Individualisierung und Mannigfaltigkeit die Quelle alles Lebens. Die Einerleiheit der sozialistischen Gesellschaft wäre nur zu erzwingen, indem man als neueste Errungenschaft der fortschreitenden Kultur zurückgriffe zu dem eisernen Normalschädel, in den vor Jahrtausenden die Incas in Mexico die Köpfe der Neugeborenen gezwängt haben sollen. Aber alle Naturwidrigkeit rächt sich mit elementarer Gewalt. Der Mensch ist kein geschichtsloses Tier, er wird nicht unterschiedslos geboren, sondern mit individuellen, sittlichen und geistigen Anlagen, die das spätere Leben, Erziehung und Vorbild, wohl zu hemmen aber niemals völlig zu ersticken vermag. Wenn der Nivellierungssucht des Sozialismus je das Ungeheuerliche gelingen sollte, ein unterschiedsloses Gesellschaftsgebilde zusammenzustampfen, — in dem sozialen Urbrei würden die Fettaugen doch bald wieder oben auf schwimmen. Denn so wenig der naturgesetzte Unterschied der Geschlechter, des Temperamentes, der Jahres- und Tageszeiten ausgeglichen werden kann, ebenso wenig der naturgemässe Unterschied von stark und schwach, begabt und einfältig. Es wird auch in alle Zukunft Mächte geben, gegen welche in sagenhafter Vorzeit die Olympier schon vergeblich gekämpft haben. Die staatliche Regelung der gesamten Wirtschaftstätigkeit aller Bürger — dies Fundament kommunistischer Gerechtigkeit — hat notwendigerweise einen Zwang zur

Folge, der die Berufsfreiheit völlig ertötet und die Welt in ein Zuchthaus verwandelt. Worauf gründen ferner die sozialdemokratischen Redner und Schriftsteller die Annahme, dass die Beamten, welche die Produktion und die Konsumtion regeln, immer nach den Grundsätzen von Recht und Billigkeit verfahren? Wird nicht die Sozialdemokratie, indem sie nicht nur die Ausschreitungen des Individualismus, sondern vielmehr den Einzelbetrieb grundsätzlich bekämpft, die das Ganze fördernden Impulse privater Unternehmungslust zerstören? Geschichte und Erfahrung macht es mehr als wahrscheinlich, dass die auf dem Wege sozialistischer Staatspraxis errungene Normalität bald zur allgemeinen Versumpfung führen würde. Aber was reden wir noch weiter von der psychologischen Unmöglichkeit und Absurdität des sozialistisch verfassten internationalen Weltstaates? Der Hauptgrund, weshalb man den demokratischen Kollektivbetrieb fordert: „das eiserne Lohngesetz“ wird ja selbst von den Häuptern der deutschen Sozialdemokratie in seiner Stichhaltigkeit angezweifelt. Liebknecht in seiner schon mehrfach erwähnten Rede über das sozialistische Programm hat es offen ausgesprochen: „Ein eiserne Lohngesetz, das mussten wir uns schon in Gotha sagen, existiert thatsächlich nicht. Der Ausdruck ist agitatorisch von Lasalle gebraucht worden und hat seinen Zweck herrlich erfüllt. Er hat etwas Greifbares, Anschauliches, allein, wissenschaftlich richtig ist er nicht.“ Mit diesem Urteil über das eiserne Lohngesetz ist zugleich die ganze sozialdemokratische Kritik in ihrer Einseitigkeit, in ihrer hauptsächlich auf die Agitation, die Erregung von Leidenschaft und Unzufriedenheit gerichteten Tendenz vortrefflich charakterisiert. Wahrlich ein „Bourgeois“ hätte in diesem Stück seine Sache nicht besser machen können. Liebknecht hat nur zugestanden, was jahrzehntelang von Publizisten und Nationalökonomien betont worden war, dass Lasalle's Fundamentalsatz eine unwahre Übertreibung enthalte. Es giebt doch thatsächlich viele Erwerbszweige, in denen der Arbeiter mehr verdient, als nur kümmerlich sein Leben fristen zu können. Wäre dies Lohngesetz wirklich so „eiserne“, was sollten dann die Streiks; sie wären dann immer, was sie ja allerdings oft sind,

ein zweckloses Unterfangen. Wie lange wird es noch dauern, dass man auch im sozialistischen Lager wie das eherne Lohngesetz, so auch die Werttheorie in ihrer überspannten Einseitigkeit erkennt, auch „diese Säule, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.“ Aber auf die Erschütterung der programmatischen Richtigkeit darf man für den Niedergang des Sozialismus ebensowenig Hoffnungen setzen wie auf die persönlichen Meinungsverschiedenheiten in der Partei. Wäre die Sozialdemokratie nur eine Bewegung zur Aufbesserung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiter, so könnte man ja über die aufgestellten Theorieen diskutieren; man könnte ihre nationalökonomischen und psychologischen Irrtümer widerlegen. Nun ist aber die Sozialdemokratie nicht bloss politische oder wirtschaftliche Partei, sondern Weltanschauung. Sie halten ihre Lehre für einen neuen Glauben und gegen Glauben, den wahren wie den falschen, kann man nicht mit Gründen siegreich ankämpfen. Wenn jeder Billigdenkende der Sozialdemokratie, sofern sie noch getragen ist von dem Streben ein gerechteres Verhältnis zwischen Arbeit und Kapital, Produktion und Konsumtion herbeizuführen, ein aufrichtiges Interesse nicht versagt, so wird doch andererseits die Sympathie, welche der sozialdemokratische Idealismus erweckt, gänzlich durch den sozialistischen Dämonismus unmöglich gemacht, welcher die Herzen berauscht und gegen das Christentum entflammt. Der irreligiöse Fanatismus bricht oft viel leidenschaftlicher hervor als die Klagen über wirtschaftliche Not. Hierfür sind zwei Thatsachen*) in hohem

*) Auf dem Hallischen Sozialistenkongress wurde von den Vertretern des darbenden Proletariats das Präsidium einem Berliner Grosskonfektionär übertragen, auf den in Wirklichkeit die Urteile passen, mit denen die Sozialdemokratie die Arbeitgeber schlechthin zu beschimpfen beliebt. Der greise Tölke meinte unter dem jubelnden Beifall der Anwesenden, dass man „eine bessere Leitung gar nicht hätte finden können“. Als darauf der jüdische Millionär, der Protektor der völkerbefreienden Sozialdemokraten, Paul Singer, noch zum Überfluss erklärte: „Wir sind, was wir waren, und bleiben, was wir sind: die Partei der Armen und Ausgebeuteten“; wie mag da manch einer der „hellen“ Agitatoren sich zusammengenommen haben, um ein berechtigtes Hohngelächter zu unterdrücken.

Grade bezeichnend. Jüdische Kapitalisten bleiben vor dem Hass der Sozialdemokratie verschont, während evangelische Geistliche den Angriffspunkt bilden, auf den sich die sozialistische Pressmeute mit wilder Lust stürzt. Und doch kann man wahrlich den Pastoren nicht nachsagen, dass sie Millionäre, grosskapitalistische Ausbeuter und Plusmacher sind, vielmehr muss unparteiisch zugestanden werden, dass kein Stand im Ganzen genommen so viel Herz und Verständnis für die begründeten Forderungen der Arbeiterwelt hat, als gerade der geistliche. Kluge Sozialdemokraten freilich billigen den aussichtslosen Kampf gegen die Vertreter der Kirche und gegen das Evangelium der Wahrheit nicht. Liebknecht rät dringend ab, gegen den „bürgerlichen Gott da droben“ Krieg zu führen. Im Munde des Parteihauptes ist eine solche Warnung vor direkter Bekämpfung der christlichen Religion selbstverständlich Taktik, eine Taktik die man bei dem geplanten Bauernfang, bei der Eroberung der immerhin noch kirchlich gesinnten Landbevölkerung nicht entbehren kann. Aber indem Liebknecht in die Versammlung hineinruft: „Glauben Sie etwa, dass durch radikal-religiöse Phrasen oder gar durch Schimpfen der Religion Abbruch gethan wird?“ und dann die Antwort erteilt: „Wer sich auf die Kirche verbeisst, der verpulvert seine Kraft gegen falsche Objekte“, erscheint er uns in einer Art Bileamsrolle, indem er ohne Wissen und Wollen eine tiefe Wahrheit verkündigt, die nämlich, dass das Christentum doch der Fels ist, an dem das sozialdemokratische Staats- und Narrenschiff scheitern muss. Die einst von Most in Berlin mit glühender Leidenschaft betriebene kirchenfeindliche Propaganda hat nennenswerte Spuren nicht hinterlassen. Seine Resolution, in dem Satze gipfelnd, „jeder Ungläubige bekundet erst seine wissenschaftliche Weltanschauung durch den förmlichen Austritt aus der Landeskirche“ hat nicht ein Echo gefunden, so gewaltig, als man einerseits gehofft, andererseits gefürchtet hatte. Ja die Frage dünkt uns berechtigt, ob nicht der Religionshass, welcher gegenwärtig im sozialdemokratischen Lager hell lodert und von den Aposteln des Freidenkertums und den Oberpriestern des litterarischen Reformjudentums als eine

heilige Kultusflamme genährt wird, als eine krankhafte Zeiterscheinung zu betrachten ist, welche bald veriraucht, zudem die Kirchenfeindschaft mit dem eigentlichen wirtschaftlichen Kern der Bewegung nichts zu thun hat? Der Leser schüttelt ungläubig den Kopf. Allein, es wäre nicht das erste Mal in der Weltgeschichte, dass auf eine Periode, darin die Gebildeten die Religion verachteten, die Massen sie verhöhnerten, ein ungeahnter Umschwung, ein Zeitalter religiöser Vertiefung und Neubelebung gefolgt wäre. Wenn die Verhetzung der Gemüter nicht im Geschwindschritt zu einer Katastrophe führt, unter deren Trümmer sich die Sozialdemokratie selbst begräbt, so ist nicht unmöglich, dass sie nach Beendigung der Sturm- und Drangzeit den unsinnigen Religionshass aufgibt. Diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn die Predigt der Kirche noch bewusster und einmütiger als bisher die sozialen Ideen der Bibel volkstümlich verkündigt. Wenn auch das Christentum, als religiöse und sittliche Lebensmacht nicht für eine bestimmte Parteipolitik, Wirtschaftsordnung und Staatsform in Anspruch genommen werden kann, so erleidet es doch andererseits keinen Zweifel, dass der Geist christlicher Fürsorge, Bruderliebe und Gerechtigkeit einem gesunden, die Gegensätze versöhnenden Sozialismus gesinnungsverwandter ist, als dem Individualismus, der nicht den Gemeinsinn, sondern den krassen Eigennutz ausschliesslich als wirtschaftliche Triebfeder anerkennt. In seiner Schlussrede auf dem hallischen Parteitage rief Singer emphatisch aus: „keine Macht der Erde giebt es, welche mit der Sozialdemokratie fertig wird“. Das ist Grössenwahn. Menschennatur und Menschenverstand setzen der Verwirklichung spezifisch-sozialistischer Theorien einen unüberwindlichen Widerstand entgegen. Die Sozialdemokratie von heute, ein unklares Gemisch ökonomischer und antireligiöser Elemente, gestimmt auf den Grundton revolutionärer Propaganda, kann nicht siegen; nicht dauernd siegen in dem Sinne, dass sie ein neues Zeitalter wirtschaftlicher und sittlicher Wohlfahrt begründet. Sie kann höchstens im ersten Anlauf einen kurzlebigen Pyrrhussieg erringen und ein sich selbst zerfleischendes Pöbelregiment von 36 oder 48 Stunden an

sich reißen. Nur wenn die Sozialdemokratie ihren Hass gegen Thron und Altar aufgibt, und statt das Christentum blindlings zu bekämpfen auf seine wahrheitsgemässe Verwirklichung dränge, dann könnte sie ein Durchgangspunkt in der Kulturentwicklung werden; nur dann: d. h. wenn die Sozialdemokratie aufhörte, Sozialdemokratie zu sein.

IV.

Der Geist und die Aufgaben der sozialen Reform.

Die Sozialdemokratie ist einmal der politisch organisierte Ausdruck der Missstimmung über die obwaltenden wirtschaftlichen und sittlichen Notstände, sodann der Versuch zu deren radikaler Beseitigung. In letzterer Hinsicht heisst die sozialdemokratische Methode: Überspanntheit, und das Ziel: völlige Unerreichbarkeit. Oder glaubt Jemand allen Ernstes daran, dass die sozialistische Agitation mit ihrer ätzenden Kritik voll böswilliger Verallgemeinerung einzelner Fälle die Wunden heilen kann, aus denen tatsächlich und angeblich unser Volkskörper blutet? Nicht verbinden und heilen, an den Wunden reissen und zerren und Gift hineinträufeln, das ist die diabolische Kunst. Für die vielen Widersprüche, an denen theoretisch und praktisch die Sozialdemokratie leidet, ist auch diese Tatsache in hohem Masse bezeichnend: Die Umsturzpartei, die sich rühmt ein Programm zu haben, welches „turmhoch die Programme anderer Parteien überrage“, ja das „einzig politische Programm sei, welches in Deutschland existiert“ lehnt es doch mit bissiger Gereiztheit ab, sich zu einem definitiven Programm zu bekennen. Darin liegt eine unfreiwillige Logik. Denn zum Einreissen und Umstürzen gebraucht man keinen festen Plan, wohl aber zum Auf- und Neubau. Die Errichtung des Zukunftsstaates, meint man, ergebe sich seiner Zeit schon von selbst. Aber von selbst ergibt sich nichts; von selbst geht's nur in die Tiefe. Der Trost, dass

die Wissenschaft schon Mittel und Wege zur Begründung eines sozialistischen Eldorados finden werde, ist sehr trostlos. Oder kann ein denkender, wirklich wissenschaftlicher Kopf dem zustimmen, was die Agitatoren, studierte Parteihäupter, katilinarische Existenzen, Lokal- und Minusgrößen, Winkelredakteure und Schustergesellen, die ihren Beruf verfehlt haben, behaupten, dass durch die fortschreitende Wissenschaft dem Sozialdemokratismus die Siegesbahn geebnet werde? Aber das Unmögliche, einmal als möglich gedacht: was würde geschehen, wenn aus den Wolken, aus der ätherdünnen Sphäre phantastischer Ideen der sozialistische Volksstaat auf den harten Boden der Wirklichkeit herniederkäme? Die alten vielgeschmähten Übelstände des Bourgeoisstaates würden in anderer Gestalt und in gesteigerter Gewalt sich geltend machen. Das wäre unausbleiblich; und zwar deshalb, weil die Sozialdemokratie den selbststüchtigen Geist der von ihr gehassenen bestehenden Gesellschaftsordnung mit glühender Leidenschaft in's Herz schliesst. Wie sie den maschinellen Grossbetrieb in seinen das Familienleben bedrohenden, die Frau aus ihrer häuslichen Stellung herausschleudernden, die Massen proletarisierenden Wirkungen nicht beschränken, sondern kalt, mitleidslos bis in seine letzten Konsequenzen durchzuführen bestrebt ist, so widersetzt sich die Sozialdemokratie auch keineswegs aus sittlichen Beweggründen der modernen Weltanschauung. Im Gegenteil, gerade unter ihrem Panier wähnt sie die Zukunft zu erobern. Dieselbe Partei, welche mit dem vermessenen Anspruch einer politischen, sozialen und geistigen Welterschöpfung auftritt, hat eigentlich nichts aus sich. Nicht einmal ihr glaubensloses Glaubensbekenntnis entstammt ihrem Gedankenkreis. Was der sozialdemokratischen Agitation besonders eigen zu sein scheint, das Radikale, Utopistische — selbst das ist schon dagewesen, vor hundert Jahren und vor 350 Jahren und früher schon. Die Lebensanschauung des bewussten Sozialisten ist praktischer Darwinismus, die Gottlosigkeit der gebildeten Ungläubigkeit, nur ohne die Maske konventioneller Heuchelei. Die herzlose Selbstsucht des Manchestermenschen ist auch die Seele des bewussten

Sozialdemokraten. Zwischen beiden Richtungen besteht eine erbitterte Gegnerschaft und — geistige Verwandtschaft. Sie sind ein gesinnungsverwandtes Zwillingspaar; feindliche Brüder; feindlich, aber eben doch Brüder. Und Tatsache ist, dass der Hass, wenn er unter denen entbrennt, die eigentlich einer Natur sind, am heftigsten sich geberdet. Beiden, dem falsch-liberalen Individualisten und dem gegnerischen Sozialisten, ist der Genuss — einziger Lebenszweck, seine möglichst mühelose Befriedigung höchste Lebensweisheit. Die Arbeit, nach christlich-sittlicher Auffassung der Beruf und das Glück des irdischen Daseins, ist beiden nur der unvermeidliche Durchgangspunkt zu Erwerb und Genuss. Selbstverständlich tritt mit dieser Praxis die Sozialdemokratie mit sich selbst in Widerspruch, da sie ja für gewöhnlich die Arbeit als den allbeherrschenden Faktor verherrlicht, der die Werte schafft und das Anrecht am Leben begründet. Die Sozialdemokratie, um dies zusammenfassend noch einmal hervorzuheben, ist mit der selbststüchtigen Bourgeoisie seelenverwandt; ihr ganzes Bestreben läuft also bei Lichte besehen auf den unglücklichsten aller Versuche hinaus, den Teufel durch der Teufel Obersten auszutreiben d.h. den wirklichen und vermeintlichen Standesegoismus der oberen Zehntausend durch den Klassenegoismus der unteren Hunderttausend zu überwinden. Ein Unterfangen, das von Not und Fanatismus getrieben wohl Blutströme erzeugen kann, in denen dann aber das Wohl Aller versinkt. Das Ziel, dem der Sozialismus unserer Tage angeblich nachjagt: nachdem der jenseitige Himmel von der Wissenschaft eingerissen, ein diesseitiges Paradies zu schaffen, Glück, Gerechtigkeit, Friede und Wohlergehen allen denen zuzuwenden, welche Menschenantlitz tragen, dies Ziel wird unter keinen Umständen erreicht; die Fata morgana wird berauschen aber nicht befriedigen. Die völkerbefreiende himmelstürmende Sozialdemokratie wird gewiss nicht den babylonischen Turm bauen, sie kann aber eine babylonische Verwirrung anrichten. — Andererseits erfordert die Wahrheit, zu erklären, dass die sog. Ordnungsparteien und was dazu gehört ebenfalls ohne weiteres nicht die Kraft besitzen, dem überhandnehmenden

Zersetzungsprozess Einhalt zu gebieten und einen besseren gesunderen Zustand der Dinge herbeizuführen. Man will Reformen; eine drängt und jagt die andere. Man muss an Wilhelm Jordans Prolog zum „Demiurgos“ denken:

... „auf allen Rednerbänken

Regiert die Sucht, nach tieferdachtem Plan

Zum höchsten Glück die Menschen hinzulenken;

Ja man versucht, in götterstolzem Wahn

Erfundene Glieder ihnen einzurenken!“

Es giebt gegenwärtig kaum noch ein Gebiet des öffentlichen und kommunalen Lebens, das nicht mit Reformen bedacht ist: Kirche, Landgemeinde, Volksschule, Steuerwesen, Schnellzugsverbindung, höheres Unterrichtswesen u. s. w. u. s. w. Gewiss überall herrscht das Bedürfnis nach gründlicher Umänderung. Unser geistiges Volksgebäude ist an mehr denn einer Stelle reparaturbedürftig. Aber werden die Reformarbeiten grossen und kleinen Stiles auch nur annähernd den Erfolg haben, den man ungeduldig ersehnt? Mit unfehlbarer Gewissheit werden Radikalkuren verordnet, Palliativmittel verschrieben. Aber die Hoffnungen und Erwartungen sinken im Kurs, trotz aller Reformthätigkeit die von Einzelnen, von Verbänden und von Staatswegen entfaltet wird. Der verborgene Grund hierfür liegt in der Lauheit und Gleichgiltigkeit weiterer massgebender Volkskreise. Vielfach fehlt das rechte Verständnis für das, was Not thut, auch in den Reihen derer, welche gern die Hand zur Bessergestaltung der Verhältnisse bieten. Eine Reform, welche in Wahrheit diesen Namen verdient und unser Volk in seinen wichtigsten Lebensbedingungen und Lebensäusserungen erneuern will, darf sich nicht mit äusseren Mitteln zufrieden geben und seien sie an sich noch so notwendig wie: Gesetzliche Massnahmen, Klugheit, Diplomatie und Macht — nein, was wir in erster Reihe bedürfen, das ist ein neuer Geist, eine edle thatbereite, opferfreudige Begeisterung. In den Tagen des nationalen Niederganges konnten die hochherzigen tapferen Männer, welche die glorreiche Erhebung vorbereiteten, ein Arndt, Fichte und Stein ihren Zeitgenossen nichts Besseres zurufen als die Mahnung zu einer

persönlichen, geistigen Erneuerung*). Diese aber ist nicht möglich ohne eine klare Erkenntnis der bisherigen Verhältnisse und Verschuldungen. So beginnen in der Weltgeschichte alle die Epochen eines neuen Aufschwunges nicht mit endlosen Debatten, kraftlosen Resolutionen, Kommissionswahlen oder mit einem Entrüstungsturm wider den Gegner, sondern mit dem eigenen Schuldbekenntnis. Thut Busse! so lautete der Heroldsruf des gewaltigen Propheten an der Schwelle des christlichen Zeitalters; mit der gleichen Aufforderung zur Einkehr und Umkehr leitete Luther sein Reformationswerk ein, rief er das Gewissen der Christenheit und der deutschen Nation wach. Max von Schenkendorf sprach angesichts der Not seiner Zeit das Bewusstsein, welches eine Erhebung der Geister verbürgte, mit den Worten aus:

„Wir haben alle schwer gestündigt
So Fürst als Volk und Adel:
Hier ist nicht einer ohne Tadel.“

Und in der Gegenwart wollte man sich zu stolz zu einem ähnlichen Eingeständnis fühlen? Man vergesse doch nicht, woran unsere Darstellung schon wiederholt erinnert, dass gerade die hässlichsten Erscheinungen im sozialdemokratischen Geistesleben nur ein Niederschlag der Luftverdichtung auf den Bildungshöhen der modernen Gesellschaft sind. Mit bitterem Hohn rief der Abgeordnete Bebel in der Reichstagssitzung vom 30. März 1886: „Ist der Atheismus eine sozialdemokratische Erfindung?“ Lange

*) E. M. Arndt im „Geist der Zeit“ I. S. 7: „Zahllos sind die Wege, zahllos und lauthälsig sind die Ausrufer und Wegweiser; zehntausend halbblinde Augen für ein gesundes, und doch nur ein Weg zur Wahrheit und Gerechtigkeit Eine neue Geburt muss werden!“ — Dr. Schmidt-Warnecke zitiert in seiner Schrift: Die Soziologie Fichtes (S. 200) den zeitgeschichtlich bezeichnenden Ausspruch des Philosophen: „Jetzt beginnt, wie für uns alle, so für euch (Fürsten) ein neues Leben“. — Ein Publizist der Gegenwart: Moritz Wirth, welcher in einem Aufsatz über Bismarck die sozialen Zustände und die Mittel zur Besserung einer Kritik unterzieht, kommt zu dem Schluss: „Eine neue Moral und die Einpflanzung derselben in die Herzen der Menschen wird also die wahre neue Wirtschaftslehre sein, welche wir suchen“.

ehe der verhetzte Proletarier seinen Glauben über Bord geworfen und in das für die Vaterlandsliebe bestimmte Leichentuch seine Flüche gewebt, wurde dem Kultus der freigeistigen Aufklärung und dem Gedanken eines vaterlandslosen Kosmopolitismus im pseudoliberalen Lager gehuldigt. Ihr klagt über Selbstsucht und zügellose Vergnügungslust des kleinen Mannes? Reisst doch erst den Balken aus eurem Auge, ehe ihr den Splitter in des Nächsten Auge gewahrt. Die flaue Entschuldigung, dass durch Luxus das Geld unter die Leute komme, mithin eher förderlich als schädlich sei, enthält eine thatsächliche von nationalökonomischen Fachgelehrten zugestandene Unrichtigkeit. Das Klassenbewusstsein des vierten Standes steht sittlich gemessen nicht tiefer als die Interessen- und Börsenpolitik der Geldoligarchen. Die Meisten klammern sich krampfhaft an ihr Recht und sind nicht geneigt von dem Besitz zu Gunsten anderer auch nur das Geringste abzugeben. Der oft krankhaften Sucht, ungeschmälert zu behalten was man hat, setzt sich das brennende Verlangen um jeden Preis zu erringen, was man noch nicht hat, entgegen. Ist nicht der cynische Radikalismus der unausbleibliche Rückschlag eines die gebildete Gesellschaft beherrschenden, verlogenen, innerlich unwahren Konventionalismus? Wo sind die idealgerichteten und opferfreudig gesinnten Männer? Sie sind verhältnismässig am seltensten unter denjenigen Besitzenden, die wohl Geld für glänzende Veranstaltungen, elegante oder auch alberne Passionen übrig haben, aber in der Unterstützung idealer und wirklich staatserhaltender Bestrebungen geizen und knausern.

Kurz: Es besteht, natürlich nicht überall, aber doch vielfach, bei aller erbitterten Feindschaft, zwischen den sogenannten Ordnungsmännern und den Umstürzlern kein geistiger und moralischer Unterschied. Es handelt sich mehr um die äussere Verschiedenheit des Besitzes, und weniger um einen inneren Gegensatz des Prinzipes. Man erwartet eine Besserung der Zustände von einer gewaltsamen Niederwerfung der entfesselten Begehrlichkeit. Aber Blut und Eisen ist eine schlechte Sozialpolitik. Ihr Herren dieser schneidigen Theorie, wo nehmt ihr das

Recht her, an andern blutig die Geistesart rächen zu wollen, deren ihr euch, wenn sie bei euch auch in anderer Erscheinungsform auftritt, selber anklagen müsst? Wo das gute Gewissen fehlt, da wird im Kampf das Pulver nass, der Arm, der das Schwert zuckt, erlahmt und die Lanze zersplittert.

Das Wort unseres Kaisers, welches auch von hervorragenden Parlamentariern in verschiedenen Wendungen wiederholt worden, man müsse sich den kommenden Ereignissen gegenüber ein gutes Gewissen bewahren, ist verallgemeinert als Zeitforderung doch gewiss so zu verstehen, dass ein Geist selbstverleugnender Hingabe alle wahren Volksfreunde beseelen müsse. Die persönliche Gesinnung gilt zwar, als etwas Ideales, dem Realpolitiker wenig. Und doch ist gerade das echt Ideale die grösste Realität auf Erden. Nicht die Gewalt der Waffen und die Grösse der Heere erobert dauernd die Welt; das thut der sittlich-religiöse Geist. In ihm wohnt die Kraft der Erneuerung.

Für uns Deutsche heisst in den Kämpfen der Gegenwart die erste Losung: Rückkehr zur christlichen Weltanschauung. In dieser „Rückkehr“ liegt durchaus nichts Reaktionäres. Wie der Künstler zu den Werken der Alten zurückkehrt, um an den genialen Gebilden die ewig gültigen Gesetze des Schönen zu studieren, so wenden sich alle Freunde einer gesunden Fortentwicklung unseres Volkslebens dem geistigen Quellgebiet desselben zu. Es ist das Christentum. In ihm wurzelt die Kulturkraft unserer Nation. Nun aber wissen wir, dass der Geist des Entstehens zugleich die Kraft des Bestehens bildet. Das Gesetz des Ursprungs ist für die Erhaltung entscheidend. Alle die grossen Männer unserer Geschichte, mochten sie im Einzelnen auch dem Kirchenglauben gegenüber eine freie Stellung einnehmen, sie waren niemals religionsfeindlich oder frivol. Und wo es vorkam, wie bei Heine und Börne, die deshalb auch nicht zu den Grossen der Nation gehören, da war die Seelenverwandtschaft mit dem Judentum und Franzosentum grösser als mit dem Deutschtum. — Wo man nun für einen gesund religiösen Lebensgeist, für praktisches Christentum als der idealen Voraussetzung aller

segsreichen Reform eintritt, ist eine Abwehr gegen die Vormacht des modernen Judentums Pflicht und Gewissenssache. Man schreie nur nicht gleich über Unduldsamkeit, Gehässigkeit und Beschränktheit! Einen leidenschaftslosen, aber entschiedenen Antisemitismus, nicht vom Hass gegen Israel, sondern von der Liebe zu unserm Volkstum eingegeben, stehe ich nicht an, für ein Stück gesunder Nationalökonomie und patriotischen Pflichtgefühls zu halten. Es handelt sich gar nicht darum, die Person des Juden zu verfolgen, seinen Glauben zu schmähen oder dem israelitischen Mitbürger seine ihm zugestandenen Rechte zu entziehen. Nein, so liegt die Sache nicht. Nirgends in Deutschland befindet sich das Judentum im Zustand der Bedrängnis oder Verfolgung. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Jüdisches Kapital und jüdischer Geist herrschen an der Börse und in der Presse, im Handel und in gelehrten Berufständen. Auf den Fingerspitzen jüdischer Millionäre balanzieren die Geschicke der europäischen Staaten. Durch die grossen Zeitungen, die fast ausnahmslos in ihren Händen oder doch unter ihrem Einflusse sich befinden, machen sie die Politik und die öffentliche Meinung. Darin liegt die Gefahr. Denn das Reformjudentum — die wirklich auf dem Boden des alten Testaments stehenden Israeliten kommen bei ihrer geringen Anzahl als tonangebend nicht in Betracht — ist ungläubig und international; sie haben kein Verständnis für das innerste Empfinden der deutschen und christlichen Volksseele. Die Zwingburg des modernen Judentums ist so gewaltig, wie sie kein fremder Eroberer je aufgerichtet hat. Wenn diese Geistesmacht nicht eingeschränkt und überwunden wird, so ist für unsere Volkswirtschaft und Volksmoral der Zusammenbruch unvermeidlich. Die scheinbar rätselhafte Verbindung von Judentum und Sozialdemokratie gewinnt an innerer Wahrheit, wenn man bedenkt, dass jüdische Art, wie es der liberale Geschichtschreiber Mommsen einmal ausgedrückt, zersetzend wirkt. Die Partei der Zersetzung und die Partei des Umsturzes aber sind verwandt wie Mutter und Tochter. Dieser Zusammenhang der Dinge giebt uns die Waffen zum Kampf in die Hand, gegen eine Geistesrichtung, deren, wenn auch nicht

alleinige, so doch massgebende Vertreter: kosmopolitische ideallose, nichtchristliche Reformjuden sind. Der Hinweis auf die guten Eigenschaften, welche zuweilen den einzelnen Juden auszeichnen und unsere Anerkennung fordern, wie: Strebsamkeit, Familiensinn, Wohlthätigkeitssinn seitens mancher Begüterten u. s. w., kann unsern sachlichen Protest nicht aufheben. Ebenso wenig die leider oft nur zu richtige Thatsache, dass es die Christen nicht besser, manchmal noch viel schlimmer treiben als gewissenlose Juden. Um so nötiger ist der Widerspruch gegen unchristliche Theorie und Praxis, wo sie sich findet. Wenn der Feind draussen in unserm eigenen Lager Gesinnungsgenossen und Anhänger hat, so ist er doppelt gefährlich und die Wachsamkeit um so dringender geboten. Es ist Stöcker's und aller massvollen Antisemiten Ansicht, dass es sich in der Judenfrage weniger um einen Angriff gegen die Israeliten als um eine Verteidigung und Wahrung christlicher Interessen, nicht um die Emanzipation der Juden, sondern um die Emanzipation von den Juden handele*). Antisemitismus

*) Es beweist völlige Sachunkenntnis oder Bosheit, die sich nicht belehren lassen will, wenn man Hofprediger Stöcker für das, was man „Judenhetze“ nennt, verantwortlich macht. Gegenüber dem alten Irrtum betonen wir die alte Wahrheit. Stöcker hat es wiederholt ausgesprochen, dass er auf eine bloss antijüdische Bewegung nichts gebe, wenn sie nicht von idealem Geiste durchzogen sei. Das Ziel der antisemitischen Strömung ist ihm eine Vertiefung und Neubelebung der christlichen Weltanschauung. Wenn von einzelnen Personen im antisemitischen Übereifer Taktlosigkeiten oder unnütze Provokationen begangen sind, so soll man doch daraus nicht voreilig gegen das Berechtigte und Sittliche und Volkswirtschaftlich-Gesunde im Antisemitismus schliessen, vielmehr einmal bedenken: wieviel Vergewaltigungen im Namen der Freiheit begangen werden, namentlich da, wo sich die Vertreter der Freiheit und Toleranz in der Mehrheit befinden. In der grossen Rede vom 19. Sept. 1879: „Unsere Forderungen an das moderne Judentum“, durch welche die antisemitische Bewegung in Berlin und Deutschland gleichsam einen neuen Aufschwung empfang, fasste der „intolerante“ Hofprediger seine „Angriffe“ auf das Judentum in die 3 Bitten zusammen: „Ein klein wenig bescheidener; ein klein wenig toleranter; etwas mehr Gleichheit.“ Auf die Frage: Was soll geschehen? antwortet der Schluss der zitierten Rede: Juden und Christen müssen daran arbeiten, dass sie in das rechte Verhältnis zu einander kommen. Führt das

ist uns nicht Selbstzweck, sondern eine Aufgabe, an der wir nicht teilnahmslos vortübergehen dürfen, wollen wir uns dem Hauptziele nähern: der wirtschaftlichen und geistigen Gesundung des Volkskörpers und der Volksseele.

Wenn wir die Erstarkung des christlichen Geistes fordern, so meinen wir selbstverständlich nicht ein blosses Sonntagschristentum, eine äusserliche Kirchlichkeit oder eine scheinfromme Vereinsthätigkeit, die als ein Tribut an den guten Ton und die herrschende Mode betrachtet wird. Eine derartige Christlichkeit ohne Herz und Begeisterung ist eine bedenkliche Heuchelei. Ein tapferes gesundes Christentum, das in einer klarerkannten Überzeugung ruht; dazu der männliche Mut, für die Wahrheit auch einzutreten — das ist unsere Forderung. „Die Feigheit ist's, die uns verdirbt“ dies Wort von E. M. Arndt geht

moderne Judentum wie bisher fort, die Kapitalkraft wie die Macht der Presse zum Ruin der Nation zu gebrauchen, so ist eine Katastrophe zuletzt unausbleiblich. Israel muss den Anspruch aufgeben, der Herr Deutschlands werden zu wollen. Die jüdische Presse muss toleranter werden, das ist die erste Bedingung besserer Verhältnisse. Die sozialen Übelstände, welche das Judentum mit sich bringt, müssen auf dem Wege einer weisen Gesetzgebung geheilt werden. Nur eine organische Gesetzgebung vermag dies zu erreichen. Beseitigung des Hypothekenwesens im Grundbesitz, der unverkäuflich und unverschuldbar gemacht werden muss; eine Änderung des Kreditsystems, welche den Geschäftsmann von der Willkür des grossen Kapitals befreit; Änderung des Börsen- und Aktienwesens; Wiedereinführung der confessionellen Statistik, damit das Missverhältnis zwischen jüdischem Vermögen und christlicher Arbeit festgestellt werden kann; Einschränkung der Anstellung jüdischer Richter auf die Verhältniszahl der Bevölkerung; Entfernung der jüdischen Lehrer aus unseren Volksschulen, zu dem Allen Kräftigung des christlich-germanischen Geistes — das sind die Mittel, um dem Überwuchern des Judentums im germanischen Leben, diesem schlimmsten Wucher, entgegenzutreten. Entweder dies gelingt uns, dann mag der Segen wieder über Deutschland kommen, oder der Krebschaden, an dem wir leiden, frisst weiter; dann ist unsere Zukunft bedroht, und der deutsche Geist verjudet, das deutsche Wirtschaftsleben verarmt. Rückkehr zu mehr germanischem Rechts- und Wirtschaftsleben, Umkehr zu christlichem Glauben; so lautet unsere Lösung.“

(Stücker: „Christlich-Sozial“. II. Aufl. S. 359 ff.)

auch auf die jetzt lebende Generation. Es wäre lächerlich, wenn wir's nicht tief traurig nennen müssten, dass die „Furcht vor den Juden“, die Furcht vor ihrem kapitalistischen und journalistischen Einfluss Unzählige bannt in dem Volke, dessen stolze Losung lautet: Wir fürchten Gott, sonst niemand auf der Welt. Um das Linsengericht eines geschäftlichen Vorteiles oder einer gesellschaftlichen Annehmlichkeit verkauft man das Erstgeburtsrecht seiner besseren inneren Überzeugung. Das Sklaventum und die Mattherzigkeit ist schon soweit gediehen, dass Solche, die selbst weder Lust noch Kraft besitzen, für ihre innere Überzeugung offen und öffentlich einzutreten, mit einem wahren Eunuchenhass ausgesprochene Charaktere und entschiedene Männer verfolgen. Bewusst und unbewusst, teils aus Jämmerlichkeit, teils aus politischem Unverstand, lassen sich, um noch dies Beispiel für die Korruption des öffentlichen Urteils anzuführen, Personen, die unter vier Augen antisemitisch sind, in Presse und Parlament als Vorspann und Schleppenträger für jüdische Interessen gebrauchen. Wenn der Geist der Nation nicht mehr die goldenen Schlingen des Semitentums energisch abstreifen kann, so ist an eine moralische Überwindung der mit elementarer Gewalt hervorbrechenden Umsturzideen gar nicht zu denken. Es fehlt alsdann die nötige Widerstandsfähigkeit.

Nicht nur das christliche Gewissen muss wieder aufwachen, die Liebe zum Vaterland bedarf einer gründlichen Vertiefung und eine den gesteigerten Anforderungen der Zeit entsprechende Bethätigung. Es giebt einen hergebrachten Patriotismus, welcher mehr Standessitte und Anstandsgefühl als Gewissenspflicht genannt werden muss. Dieser Patriotismus, der besonders bei grossen Festen und glänzenden Veranstaltungen, bei Braten und Wein eine grosse Rolle spielt, ist nicht nur wertlos, sondern geradezu schädlich. Mit Toastpatrioten und blossen Hurrahrufern kann man keine Reformpolitik machen; sie verbittern vielmehr die ohnehin verhetzten Gemüter. Wenn man nun gar unter Patriotismus einen bedingungslosen Gouvernentalismus versteht, so ist das ebenso bedenklich, als wenn der Royalismus zum Byzantinismus wird. Das patriotische

Ideal der Gegenwart, das natürlich auch seine Feste feiern soll, muss sich vor allem in der Arbeit bewähren. Eine herzliche Hingabe an Kaiser und Reich, ein persönliches Durchdrungensein von des Vaterlandes Geschichte, seiner Grösse und seinen Leiden und Kämpfen, das ist ein Zug echter Vaterlandsliebe, die sich besonders zeitgemäss in einem sozialen Interesse bekundet. In diesem Punkte sind die Versäumnisse gerade in den Kreisen der Gebildeten sehr gross. Es ist ausser Zweifel, dass alle Tüchtigkeit sich in den Grenzen des engeren Berufes zu beweisen hat. Aber die Hingabe an den Beruf darf nicht zur Abgeschlossenheit kastenartiger, zu einer fürs Leben unbrauchbaren Einseitigkeit ausarten. Es gilt, sich ein offenes Auge und ein warmes Herz zu bewahren für die Fragen, welche unsere Zeit und Nation im Innersten bewegen. Es herrscht in den studierten Berufskreisen vielfach unbewusst vielleicht, aber thatsächlich die Auffassung als sei die Erreichung einer bestimmten Bildungsstufe oder eines Amtes gleichbedeutend mit dem Anrecht auf ein gewisses Mass von Genuss, Glanz und Annehmlichkeit. Dass die erworbenen Bildungsmittel einer Lebensaufgabe dienen und als Waffen zu gebrauchen seien in dem Geisterkampf um die Zurückgewinnung und Bewahrung nationaler Wohlfahrt und wahrhaft volksbeglückender Gesittung — dies Gefühl ist nicht in der Masse bewusst und herrschend, wie es sein sollte. — Der Kaufmann hat nicht genug gethan, wenn er nur Geld verdient; der Landwirt darf sich nicht in seinem Streben beschränken, nur möglichst viel aus dem Boden herauszuziehen — beiden vorwiegend auf das Materielle gerichteten Berufskreisen ruft der Ernst der Zeit zu, auch der sittlichen und persönlichen Lebensfaktoren zu gedenken, für die Zeitideen und Reformpläne Empfänglichkeit zu zeigen. Dass das Soziale das Thema der Gegenwart und nächsten Zukunft ist, wird gerade von den Gebildeten vielfach noch nicht genug gewürdigt. Die politischen Fragen haben der Hauptsache nach ihre Lösung gefunden. Die Kämpfe um Verfassung und Freiheit sind ausgefochten; jetzt ist die Zeit einer sozialen Neugestaltung gekommen.

Der soziale Geist ist nicht ein Produkt agitatorischer Thätigkeit, sondern ein Ergebnis geschichtlicher Entwicklung. Wir haben mit allem Nachdruck die Unausführbarkeit des sozialdemokratischen Programmes betont; aber damit kann und soll nicht ein Zweifel an der Zukunft des sozialen Gedankens an sich ausgesprochen sein. So gewiss auf die antike Sklavenwirtschaft der Feudalismus des Mittelalters und hierauf die Geldwirtschaft der Neuzeit folgte, so gewiss wird der Kapitalismus d. h. die einseitige Bevorrechtung des spekulierenden Kapitals von dem Zeitalter eines sozial verfassten Gesellschaftszustandes, da die persönliche Arbeit eine weitreichendere Berücksichtigung findet, abgelöst werden. Man hat nicht mit Unrecht die Frage aufgeworfen: Warum soll die wirtschaftliche Entwicklung mit dem Kapitalismus der Gegenwart als der höchsten und vollkommensten Spitze ihren Abschluss gefunden haben? Man muss eine derartige Erwägung würdigen und dementsprechend nicht in beschränkter Kurzsichtigkeit in der gegenwärtigen Bewegung nur einen Ausdruck kopfloser zielloser Begehrlichkeit erblicken. Nichts verbittert so sehr und macht eine Verständigung geradezu unmöglich, als wenn man die tiefer liegenden Beweggründe des Sozialismus nicht verstehen will und im Ärger über die ungerechtfertigten Klagen den begründeten Forderungen kein Gehör schenkt. Es ist die Pflicht Aller dahin zu wirken, dass die soziale Strömung, die man nicht zurückwenden kann, in geordneter Bahn einem guten Ziele zustrebt. Man mache sich klar: Ein Extrem ruft das andere hervor. Soll die Zukunft nicht einem ungesunden Sozialismus im sozialdemokratischen Sinne gehören, dann muss in der Gegenwart die Macht eines immer noch übergrossen Individualismus gebrochen werden. Das beste Mittel, die widernatürliche Gleichheit der Sozialisten für die Zukunft unmöglich zu machen, heisst: Die Überspannung der Unterschiede in der Gegenwart verhüten. Je grösser die Kluft wird zwischen Reich und Arm, um so wahrscheinlicher ist der Rückschlag einer radikalen Nivellierungsucht. Es liegt daher im wohlverstandenen Interesse der Gesamtheit, die grellen Gegensätze abzutönen; und zwar nicht nur im wirt-

schaftlichen, sondern auch im gewöhnlichen Umgangs- und Verkehrsleben. Ein Stolz, der sich krampfhaft und dünkelfast an Stand und Besitz klammert, ist völlig unzeitgemäss. Ehre dem Ehre gebührt. Aber der Anspruch auf Ehre muss sich durch geistige Überlegenheit oder durch moralische Tüchtigkeit rechtfertigen. Es wird sich kein wahrhaft Hochgestellter etwas vergeben, wenn er bei voller Wahrung der ihm zustehenden Rechte mit Leuten geringerer Rangstufe als Mensch zum Menschen verkehrt. Der Leser wird vielleicht bei sich denken: das ist eine recht nebensächliche Aufgabe in der durch die neue Zeit geforderten Sozialreform. Aber Kleinigkeiten fallen oft sehr ausschlaggebend in's Gewicht. Kleine Taktlosigkeiten im persönlichen Verhalten machen nicht selten grossgedachte wohlgemeinte Pläne zu nichts.

Lasalle sagte einmal, und darin können wir ihm unbedingt zustimmen: „Es ist die stärkste Diplomatie, welche ihre Berechnungen mit keiner Heimlichkeit zu umgeben braucht, weil sie auf erzener Notwendigkeit beruht.“ Wollte man bei Erörterung der sozialen Reformideen von „Diplomatie“, natürlich in des Wortes allgemeinsten Bedeutung, reden, so brauchten wir dieselbe nicht zu verheimlichen; sie beruht auf zeitgeschichtlicher, äusserer und innerer Notwendigkeit. Das antisozialdemokratische Reformbestreben kann nur darin bestehen, die Quellen, aus denen der Umsturz schöpft, versiegen zu lassen, d. h. die Misstände und Auswüchse der modernen Weltanschauung und des maschinellen Grossbetriebes nach Möglichkeit zu beschränken.

Als erste Forderung ergab sich uns die Erneuerung der persönlichen Lebensauffassung im christlichen, nationalen und sozialen Sinne. Jetzt gilt es in Kürze zu zeigen, wie sich diese Geistesart in den wirtschaftlichen Kämpfen und in den grossen Gebilden des Volks- und Staatslebens auszuwirken hat.

Am meisten bedroht erscheint zweifelsohne der bauerliche und gewerbliche Mittelstand. Viele zweifeln überhaupt noch an seiner Rettung. Aber die Erhaltung und Stärkung ist nicht unmöglich. Freilich muss schnell und nachdrücklich geholfen werden. Wie überall, so ist auch

hier im Bunde mit staatlicher Fürsorge und der Mitwirkung der bürgerlichen Gesellschaft die Selbsthilfe das Erste. Der Kleinbauer und Handwerker wird sich am besten selber helfen, wenn er sich mit seinen Berufsgenossen zusammenschliesst. Die Losung in dieser Rettungsarbeit heisst: Genossenschaft, korporative Organisation. Das ist an sich nichts Neues. Liberale Volksfreunde haben auf diesem Gebiete vorgearbeitet. Aber das bisherige Genossenschaftswesen reicht nicht aus. Die nach Schultze-Delitzsch benannten Kassen sind bloss Geldinstitute, welche nur Realkredit gewähren. Die Hirsch-Dunkerschen Gewerkvereine aber sind mehr politische als rein wirtschaftliche Schöpfungen. Darin liegt von allem andern abgesehen ihre Schwäche. Von den im bewussten Gegensatz zu den sozialdemokratischen Gewerkschaften im Jahre 1867, zuerst von M. Hirsch ins Leben gerufenen Gewerkvereinen sagt Ludwig Bamberger, also ein unverdächtiger Zeuge, „das Grundübel sitzt in ihrem politischen Ursprung.“ Ohne die gewiss aus den besten Absichten entsprungene Thätigkeit der erwähnten Männer verkleinern zu wollen, müssen wir doch ein Genossenschaftswesen fordern, wie es einem Aimé Huber vorschwebte und wie es in den für ländliche Verhältnisse heilsam wirkenden Raiffeisen-schen Dahrlehnskassen seine teilweise Verwirklichung gefunden hat. Immer davon ausgehend, dass die sozialen Schäden der Gegenwart doppelter Natur sind, muss die Genossenschaft nicht bloss eine Anstalt zur billigen Kreditbefriedigung, sondern auch eine persönliche Gemeinschaft zur Hebung des sittlichen und geistigen Lebens sein. Gerade dieser letztere Zug mit dem Moment gegenseitigen Vertrauens berechtigt auch den Personalkredit. Und der ist nötig. Denn nach der bisherigen den Bankgeschäften entlehnten Praxis kann ja eigentlich nur derjenige Vorschuss erhalten, der ihn eigentlich nicht bedarf. Diese Art Vorschuss ist nur eine teilweise Rückzahlung des hinterlegten Vermögens. Es ist nun gerade wesentlich, dass dem zuverlässigen aber besitzlosen Meister und Kleinbauer durch Darlehn die Möglichkeit zur Barzahlung seiner Einkäufe gewährt wird. Neben dem leichten und billigen Kredit

bietet für Handwerk wie Kleinbesitz der genossenschaftliche Bezug von Rohstoffen, Werkzeugen u. s. w. einen wirksamen Schutz gegen Zwischenhandel und verleiht gegenüber dem Grossbetrieb die vielfach bezweifelte Konkurrenzfähigkeit. Die Selbsthilfe auf korporativer Grundlage reicht noch nicht aus. Es muss die Mithilfe der Gesellschaft hinzu kommen. Das kaufende Publikum hat die Pflicht, die Bestrebungen um Erhaltung des Mittelstandes zu fördern. Was hilft's: zu Gunsten des Handwerkers Resolutionen und Petitionen unterschreiben und dabei regelmässig beim jüdischen Grosskonfektionär kaufen und handeln! Die Stärkung und Unterstützung des Handwerkes ist ein Stück Staatserhaltung. Tell sagt zu seinem Sohne: „Die Lawinen hätten längst den Flecken Altdorf unter ihrer Last verschüttet, wenn der Wald dort droben nicht als eine Landwehr sich dagegen stemmte.“ Die Lawinen des Umsturzes drohen die bestehende Kultur zu verschütten. Der Wald, der sich dauernd entgegenstemmt, das ist ein gesunder festgefugter Mittelstand. In diesem Wald darf nicht mehr gerodet werden, vielmehr müssen Neupflanzungen geschehen. Das kann und muss der Staat besorgen. Durch die Gesetzgebung ist die Zersplitterung des Kleinbesitzes zu verhüten und die Organisation des Handwerkes zu fördern.

Am lautesten hallen die Klagen über die Not der Zeit wider im Lager der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer. Die soziale Frage einfach Arbeiterfrage zu nennen ist nicht richtig. Gleichwohl stehen die Angelegenheiten der industriellen und landwirtschaftlichen Arbeiter im Vordergrund des öffentlichen Interesses. Die Stellung der Arbeitgeber ist heutzutage keine leichte; ihre Aufgaben sind ernst und vielseitig. Wenn die Arbeitgeber sich zusammenschliessen, um ihre Interessen zu wahren und den Angriffen der Sozialdemokratie einheitlicher und darum erfolgreicher begegnen zu können, so lässt sich dagegen nichts einwenden. Aber eine nackte Interessenkoalition hat doch andererseits ihr Bedenkliches. Oder glaubt man durch den organisierten Standesegoismus der Besitzenden das Klassenbewusstsein der Proletarier überwinden zu

können? Die Gegensätze werden sich nur verschärfen. Die Interessen beider Parteien verhärten sich gleichsam zu zwei Mühlsteinen, welche das Korn der Gesamtwohlfahrt zerreiben würden. Die Arbeitgeber mögen sich verbünden, um dolosen Kontraktbruch und ähnliche Übergriffe, gegen welche der Staat keinen gesetzlichen Schutz bietet, zu bekämpfen, aber sie sollen sich auch zur treuesten Pflichterfüllung unter einander moralisch verpflichten. Es giebt derartige Arbeitgeberverbände, welche man nicht als bedenkliche Organisation bezeichnen kann und solche Koalitionen auf wirtschaftlicher und sittlicher Basis werden sozial klärend und versöhnend wirken. — Ausreichende Lohnzahlung heisst noch nicht: das Gebot der Gerechtigkeit erfüllen. Die Frage nach der Gewinnbeteiligung, so brennend und interessant sie ist, lassen wir doch als noch nicht spruchreif ausser Betracht. Sind auch die Mittel und Wege, wie man die soliden Arbeiter mit den Interessen des Unternehmers innerlich verbinden und ihnen einen ihrer Leistung entsprechenden Anteil an dem Profit sichern kann, noch nicht allgemein gebilligt, so sollte doch über die berechnete Forderung nach Sonntags- und Nachtruhe bzw. die Möglichkeit ihrer Erfüllung kein Streit mehr sein. Die preussischen Jahrbücher brachten kürzlich unter dem Titel: „Arbeiterschutz, Konkurrenzfähigkeit, Unternehmervergewinn“ einen Aufsatz, der allgemeine Beachtung verdient, zudem er aus der Feder eines Mannes stammt, durch dessen Hände die eingeforderten fachmännischen Gutachten gegangen sind und der auch sonst zu zahlreichen Industriellen Beziehungen hat. Die Ausführungen dieses kompetenten Beurteilers gipfeln in der Erklärung, dass sich bei gutem Willen und einiger Opferfreudigkeit doch mehr thun lässt, als man gewöhnlich glaubt. Es heisst u. a.: „Sachverständige geben zu, dass bei ausserordentlich vielen Betrieben eine solche Einschränkung der Sonntags-Arbeit sehr wohl möglich sein würde, so dass auf diese Weise nur ein kleiner — und selbstverständlich wechselnder — Teil der Arbeiter Sonntags würde arbeiten müssen, das Gros aber Ruhe hätte. Zum Beweise für die Möglichkeit einer solchen Durchführung sei darauf hingewiesen, dass auf den

Fragebogen in ein- und derselben Branche oft Sonntagsarbeit für absolut notwendig und ebenso für durchaus unnötig erklärt wird!!“ (Novemberheft 1890 S. 465 ff.) Gewiss, es giebt Branchen, da ist die sonntägliche Betriebsunterbrechung aus technischen und Sicherheits-Gründen nicht angänglich, wie auch in der Landwirtschaft in der Erntezeit die Sonntagsarbeit ausnahmsweise geboten erscheinen kann. Im allgemeinen aber soll weder der private Arbeitgeber noch der Staat als Arbeitgeber so schnell die Einstellung oder Beschränkung der Sonntagsarbeit mit dem Hinweis ablehnen: Verkehr und Geschäft lassen es nicht zu. Das physische und moralische Wohl des Menschen steht höher als der tote Gewinn des Unternehmers. Der Betrieb ist um des Menschen willen da und nicht umgekehrt. Je mehr man in dem Arbeiter die persönliche Natur würdigt, desto gebieterischer fordern seine idealen und sittlichen Bedürfnisse ihre Rechte und Berücksichtigung. Als einen der Hauptübelstände, aus dem sich viel Unheil herleitet, erkannten wir oben die Lockerung der persönlichen Beziehungen zwischen dem Brodherrn und seinen Leuten. Das Band der Gemeinschaft muss wieder aufs neue geknüpft werden. Das geschieht aber keineswegs durch Veranstaltung von Theatervorstellungen, Kommersen und Arbeiterbällen. Dadurch wird das Herz des Arbeiters nicht gewonnen, das Misstrauen nicht beseitigt. Im Gegenteil, die Begehrlichkeit empfängt Nahrung und die kleineren Arbeitgeber, die sich derartige arbeiterfreundliche Extravaganzen nicht leisten können, geraten in eine peinliche Lage. Die äussere Gabe, das klingende Geld, mit dem man sich loskauft, thut's nicht, sondern die ungeschminkte Anteilnahme des Herzens. Nur mit dem Herz gewinnt man die Herzen. Wenn der hohe Beamte oder reiche Grossindustrielle bei aller Strenge und Disziplin in Dienst und Geschäft zu seinen Untergebenen und Arbeitern auch im Herztone eines wohlmeinenden Beraters und Fürsorgers zu reden weiss, so wird doch allmählich in den Gemütern Vertrauen Platz greifen. Einer Thatsache müssen wir in diesem Zusammenhang gedenken; sie wird meist nicht recht beachtet und ist doch die Ursache mancher unbegreiflich

erscheinenden Misstände. Es kommt vor, dass in Verwaltung, Landwirtschaft und Industrie die höchsten Leiter durchaus arbeiterfreundlichen Grundsätzen huldigen. Sie wollen das Wohl der Untergebenen und Arbeiter, allein die Inspektoren, Wirtschaftsdirigenten Subalternbeamten sind übelwollend, eigenstüchtig oder doch völlig verständnislos für die persönlichen Geschicke ihrer Unterstellten. In solchen Fällen — sie kommen leider nur zu oft vor — ist es die Pflicht der Herren, sich von der Durchführung ihrer Ansichten und Direktiven persönlich zu überzeugen. — In einer Zeit des professionsmässigen Aufhetzens wird es mitunter wohlgesinnten Arbeitgebern recht schwer gemacht, sich durch Undank, Unbotmässigkeit ihrer Leute nicht verbittern zu lassen. Aber auch trübe Erfahrungen dürfen niemals vom Wege der Pflicht und der besseren Überzeugung abdrängen. Nicht selten passiert es, dass die Arbeiter, welche oft nicht das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden vermögen, über berechnete Forderungen schweigend hinweggehen und bei ganz nebensächlichen Anlässen ihren Unwillen zum ungeschickten Ausdruck bringen. Ist der Arbeitgeber ein Mann von Verständnis und Wohlwollen, so lässt er sich durch eine übelangebrachte unbegründete Klage nicht abhalten, den auf andern Gebieten liegenden Ursachen zu berechtigter Unzufriedenheit abzuheffen.

Für die Grundbesitzer enthalten die (in Schönberg: Politische Ökonomie Band II Nr. XIII mitgetheilten) Beschlüsse „der Konferenz der Arbeitgeber“, welche vom 29. April bis 1. Mai 1872 in Berlin tagte, die massgebendsten Verpflichtungen. Wir heben einige der Forderungen hervor: Gewährung von freier Zeit in der Woche, damit der Arbeiter seine eigene Haus- und Feldwirtschaft besorgen kann. Zu gleichem Zwecke und namentlich um der Kindererziehung willen sind die Arbeiterfrauen mehr als bisher dem häuslichen Herde zu erhalten. Die Errichtung von Kleinkinderbewahranstalten ist als Ersatz für die mütterliche Pflege der einzige Weg, um die Kleinen vor Verwilderung zu beschützen. Es ist persönlich einzuwirken, dass die freie Zeit und das verdiente Geld gut angewandt wird. Das erstere geschieht durch Weckung und Befrie-

digung gesunder Bildungsbedürfnisse (Volksbibliotheken), das letztere durch Begründung von Orts- und Schulsparskassen. „Der immer lauter werdenden sozialistischen Forderung aber nach Kollektiveigentum an Grund und Boden widersteht man am sichersten durch die Vermehrung der Zahl grundbesitzender ländlicher Arbeiter und kleiner ländlicher Grundbesitzer.“

Die Pflichten der Arbeiter sind vorwiegend persönlicher Natur: Berufstreue, Sparsamkeit, häuslicher Sinn und das Bestreben sich weiterzubilden. Die sozialistischen Agitatoren bekämpfen jede Regung von Zufriedenheit bei den „Genossen“; diese Tugend erscheint ihnen als eine „verdammte Bedürfnislosigkeit“, die den revolutionären und aufreizenden Bestrebungen hindernd in den Weg tritt. So lange daher die Arbeiterwelt unter dem Terrorismus der Freiheitsapostel gebannt bleibt, werden die von anderer Seite ausgehenden Mahnungen nur vereinzelt Widerhall finden. Als das verhältnismässig wirksamste Mittel auf die Arbeiter im Sinne obiger Tugenden einzuwirken erscheint das gute Beispiel der Arbeitgeber. Wenn die letzteren sich durch mehrmalige Erfahrung schnöden Undanks und böswilliger Verkennung nicht in ihrer ungeheuchelten Fürsorge beirren lassen, so schmilzt zuletzt doch das Eis; es schwindet, wenn auch nur allmählich, Misstrauen und Vorurteil; Vernunft und Wahrheitssinn können auf die Dauer die Anerkennung nicht versagen. Freilich recht unheilvoll ist es, wenn die Arbeitgeber merken lassen, dass sie nur widerwillig den Anforderungen, welche die neueren Arbeiterschutzgesetze an sie richten, nachkommen. Durch ein derartiges Verhalten sorgen die Herren selbst dafür, dass sie nicht als falsche Propheten erfunden werden, wenn sie klug und weise verkünden: „Es nutzt ja doch nichts; es ist alles vergeblich. Unzufriedenheit und Begehrlichkeit wachsen.“ Nationalliberale Fabrikanten ebenso wie konservative Gutsbesitzer beweisen vielfach noch — wenn auch nicht in der Theorie, sondern in der Praxis des täglichen Lebens — eine egoistische Beschränktheit, die man geradezu als Verhängnis bezeichnen muss. Wir reden nicht einer nach Popularität haschenden unklaren

Arbeiterfreundlichkeit das Wort, meinen aber, dass Kopf und Herz einen Jeden leicht davon überzeugen müsste, dass rechtzeitig und bereitwillig das Begründete gewähren, allein vor dem grossen Verlust und der bitteren Erfahrung schützt, später notgedrungen übertriebene Forderungen erfüllen zu müssen.*)

Arbeitgeber wie Arbeiter sind beide Partei; sie sehen beide die Verhältnisse durch die egoistisch gefärbte Brille; die einseitige Betonung aber der Standesinteressen kann dem Gesamtwohl Eintrag thun. Darum muss der Staat als Unparteiischer mit seiner Gesetzgebung und Rechtspflege vermittelnd, klärend, versöhnend zur allseitigen Wohlfahrt eingreifen. Die individualistische Auffassung, welche die Aufgabe des Staates in die reine Rechtssphäre verweist, ist als überwunden zu betrachten, wie andrerseits die sozialistische Theorie, welche vom Staate alles erwartet, als völlig aussichtslos gelten muss. Die Wahrheit liegt in der Mitte, in einer gesunden Verbindung individueller Initiative und staatlicher Direktive. Das Berechtigte am Individualismus und Sozialismus in einem gesunden Kompromis darzustellen, ist der Staat und das Königtum der Hohenzollern vor allem berufen. Die volksfreundliche, wirtschaftsreformerische Tradition, welche die Hohenzollerngeschichte durchzieht, hat in der Kaiserlichen Botschaft, diesem Akt staatsmännischer Weisheit einen, das

*) Von konservativer Seite hat Graf Hohenthal-Dölkau mit einem vortrefflichen Aufsatz in der diesjährigen Januar-Nummer der „Kirchlichen Monatsschrift“ sich an das Gewissen der einflussreichen ländlichen Arbeitgeber gewandt. Wir können nur den Wunsch aussprechen, dass die Ausführungen des genannten weitblickenden und warmherzigen Arbeitgebers in den Kreisen seiner Standesgenossen Beachtung finden. Andrerseits mögen sich die Fabrikanten mit Öchelhaeuser's, des nationalliberalen Sozialpolitikers, Ausspruch recht befreunden: „Wir können nicht umhin, eine moralische Verpflichtung der Arbeitgeber anzuerkennen, dass sie für diejenigen, welche ihnen in den Tagen der Kraft und Gesundheit zur Befruchtung ihrer Thätigkeit und ihres Kapitals Beistand leisteten, auch eine Reserve für die Tage ansammeln, wo diese Kraft abgenutzt ist.“ Kürzer und treffender lässt sich mit Billigkeitsgründen die Verpflichtung zum Alters- und Invalidenversicherung-Beitrag nicht begründen. (Vergl. „Die sozialen Aufgaben der Arbeitgeber“, II. 1887. Dessau.)

sozialmonarchische Zeitalter begründenden Ausdruck gefunden. Nicht die Republik, welche von einzelnen Bankfirmen abhängig; auf den schwankenden Wogen der Volks- und Mehrheitsbeschlüsse schwebt, sondern eine starke Monarchie erscheint für unser Volk das von der Vorsehung erwählte Werkzeug, um die Reformideen durchzuführen. Die französische Republik besorgt die Geschäfte der herrschenden Bourgeoisie; die preussische Monarchie ist gegründet auf das Wohl des ganzen Volkes; mit ihm steht und fällt sie. Darum sagen wir: das Königtum, willensstark und landesväterlich gesinnt, bietet die beste Bürgschaft für die obrigkeitliche Mitwirkung an der Lösung der sozialen Frage. Eine gesetzgeberische Thätigkeit, die ihres Gleichen in der Weltgeschichte sucht, erfüllt das verflossene Jahrzehnt. Während früher der Arbeiter nur auf dem Wege umständlicher Privatklage seine verletzten Interessen verteidigen konnte, ist sein Wohl und Wehe Gegenstand des öffentlichen Rechtes geworden. Der Staat sorgt mit seiner Gesetzgebung für den kranken, verunglückten, invaliden und alten Arbeiter. Mögen diese neueren Krankenkassen-, Unfall-, Alters- und Invalidenversicherungsgesetze in ihrer formalen Bestimmung und Organisation noch manche Unebenheiten besitzen, welche auf Grund praktischer Erfahrungen noch zu beseitigen sind — die Idee des Ganzen ist ebenso zeitgemäss wie zukunftsreich. Aber es ist nicht genug, den Arbeiter in Krankheit, Not und Alter rechtmässig zu unterstützen, es muss auch dafür gesorgt werden, dass ihm Gesundheit und Erwerbsfähigkeit erhalten bleiben. In dieser Hinsicht bedarf die Fabrikgesetzgebung und der Arbeiterschutz noch der Ausgestaltung und internationalen Regelung. Wenn unser Kaiser die staatlichen Bergwerke zu Musterstätten umgeschaffen wissen will, so liegt darin der Gedanke ausgesprochen, dass der Staat als grösster Arbeitgeber den kleineren ein Beispiel bieten soll, welches Nacheiferung erweckt. Möchten zu den Bergwerken auch die staatlichen Domänen und Verkehrsanstalten kommen und möchte der einflussreichste Arbeitgeber genannt Staat namentlich strenger wie bisher auf Sonntagsruhe halten! Einer der wichtigsten Punkte

in der sozialen Frage ist die Sonntagsfrage mit ihrer wirtschaftlichen wie sittlichen Tragweite. So lange Regierung und Verwaltung sich von der in dieser Angelegenheit bewiesenen Laxheit nicht bekehrt, ist eine energische Förderung der Sache im Lande nicht zu erhoffen. Aber Gesetze allein thun's auch nicht. Es muss in der Volksseele ein neuer Geist geweckt und gestärkt werden. Hier liegen die Aufgaben für Kirche und Schule. Geistliche und Lehrer sind die berufensten Kämpfer unter der Fahne des Idealismus. Die Angehörigen dieser beiden ethischen Berufsklassen müssen sich die Hand bieten zu dem gemeinsamen Werke. Noch vor 10 und 20 Jahren bestritt man der Kirche und Geistlichkeit Recht und Pflicht an den sozialen Kämpfen aktiven Anteil zu nehmen. Ja die Kirche währte selbst, es sei nicht ohne Gefahren, wenn ihre Diener sich in weltliche Händel mischten. Wir wollen uns auf dieses viel umstrittene Thema hier nicht weiter einlassen, nur auf einzelne Momente kurz hinweisen. Einsichtige Nationalökonomen haben zugestanden, dass im öffentlichen und wirtschaftlichen Leben ein innerer und enger Zusammenhang zwischen den materiellen und sittlichen Zuständen besteht. Und so fordern sie denn neuerdings fast ausnahmslos die Pflege eines gesund religiösen Geistes. Derselbe Zusammenhang der Dinge aber macht es dem Geistlichen auch zur Pflicht, Herz und Verständnis für die äussere Lebenslage seiner Gemeindeglieder zu haben. Wie weit die Beteiligung an den sozialen Kämpfen seitens der Geistlichen zu gehen hat, lässt sich mit allgemeingültigen Formeln und Gesetzen gar nicht bestimmen. Man soll doch endlich diesen ganz unnützen Versuch aufgeben. Es müssen vielmehr Gewissen, persönliche Begabung, örtliche Verhältnisse und psychologischer Takt im gegebenen Fall entscheiden. Wenn Religion und Parteiagitatio nicht verwischt werden dürfen, so hat doch die Kirche in dem Streit der Weltanschauungen, den wir auf dem Grunde auch der sozialpolitischen Tagesfragen entdecken, die ewigen, für alle Zeiten, darum auch für die gegenwärtige, geltenden, sittlich-religiösen Leitsätze zu verkünden. In dieser Verkündigung ist die grösste Unparteilichkeit, Mut und Selbständigkeit erforderlich. Die Geistlichen dürfen

sich nicht als „schwarze Gendarmerie“ zur Bekämpfung der Sozialdemokratie im selbststüchtigen Interesse der Bourgeoisie missbrauchen lassen. Sie haben vielmehr ohne Ansehn der Person die Wahrheit zu verkündigen. Sie dürfen sich nicht an den Tisch des Kapitalismus setzen und nicht dem Adel die Schleppen tragen, aber andererseits auch kein Auge zudrücken gegenüber den unreifen Begehrlichkeiten der Massen. Eine solche Stellung ist keine leichte; die Geistlichen wie alle echten Volksfreunde stehen zwischen zwei Feuern, inmitten zweier kämpfenden Parteien haben sie nicht selten nach zwei Seiten Front zu machen: den Reichen wie Armen, den Arbeitgebern wie Arbeitern das Gewissen zu wecken. Mag diese Aufgabe insofern etwas Tragisches haben, als man die Kreise, auf welche man angewiesen ist, verstimmt und die Massen, denen man nicht unbedingt Recht geben kann, nicht sofort gewinnt, so ist diese Stellung im Interesse eines sozialen Ausgleiches geboten und auf die Dauer keineswegs erfolglos. Die Geistes- und Lebensfülle des Christentums in zeitgemäßer Ausprägung, volkstümlich, überzeugungstreu verkündigt, wird und muss zuletzt doch das erstorbene religiöse Gefühl wieder beleben. Aber man vergesse eins nicht: die Kirche hängt von den Pastoren nicht so ab, wie die Kunst von den Künstlern. Die Laien kommen in hervorragender Weise in Betracht. Kirche und Geistlichkeit können nur dann die erwartete Einwirkung auf das Zeit- und Volksbewusstsein ausüben, wenn die Gebildeten und Besitzenden den sittlich-religiösen Aufgaben Verständnis und Teilnahme entgegenbringen. Denn zuletzt wird es doch bei der ganzen gewaltigen Doppelfrage, die unsere Zeit bewegt, auf das persönliche Verhalten des Einzelnen ankommen.

Es ist lehrreich wahrzunehmen, wie die Sozialdemokratie von einer durch ungeahnte Entdeckungen vervollkommenen Maschinenteknik die beschleunigte Verwirklichung ihrer Zukunftspläne abhängig macht. Wir bauen nicht auf die tote Maschine, sondern auf die lebendige Persönlichkeit. Ob uns nun die Vorsehung eine geniale Persönlichkeit senden wird, die dem sozialen Wollen und Können der Zeit einen schöpferischen Ausdruck giebt und

die soziale Frage ihrer Lösung näher bringt, ähnlich wie Luther die religiöse, Bismarck die nationale Angelegenheit behandelt hat — das kann kein Sterblicher voraussagen. Aber das ist gewiss, soll nicht die Blutstandarte der Revolution aufgepflanzt werden, sondern das Kaiserbanner der sozialen Reform unser Volk einer glücklicheren Zukunft entgegenführen, soll das Mass des leiblichen und geistigen Elends verringert, Friede und Zufriedenheit vergrössert werden, dann müssen Alle, die ihr Vaterland lieb haben, mit Opferfreudigkeit und persönlicher Hingabe an der Besserung mitarbeiten. Halbe Mittel helfen nichts. Grosse Ziele erheischen grosse Opfer.

„Und setzet ihr nicht das ~~Le~~ben ein —
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!“

